

fluter.

Kann ich

nicht

mal

nicht

ich

sein?

Identität





Zusammen
ist man
weniger
allein

Editorial

→ Identität gibt es nur im Plural, denn moderne Gesellschaften haben eine unüberschaubare Vielfalt an Identitätsbildungen geschaffen. Die Frage „Wer bin ich?“ verweist auf eine zweifache Grundlage der liberalen Gesellschaft. Einerseits führt sie auf die Spur des mündigen Individuums, das mitentscheidet, sich einmischt und sich den Debatten stellt. Andererseits ist die Identitätsbildung im Kapitalismus ökonomisch verfasst als riesiges Feld der Vermarktung. Ganze Service-Industrien gruppieren sich um die Einzelnen und organisieren die Ausrüstungen für das vermeintlich Eigene. Es gilt ein allgemeiner konsumistischer Ich-Befehl. Der Distinktionsgewinn lauert überall. „Ich“ mache den Unterschied mit Hilfe von Mode, Kosmetik, Popkultur, Touristik etc. Diese ganzen Selbst-Aufrüstungen hinterlassen ein zwiespältiges Bild – sie können als Training für den selbstbewussten Gang durch die komplexen und dynamischen Wirklichkeiten des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens gelesen werden. Sie wirken aber immer wieder auch schal, weil Konsum letztlich leer bleibt im Verhältnis zu anderen, „realen“ Erfahrungen.

Identitätsbildungen erzählen unterschiedlichste Geschichten. Sie zeigen, wie Werte, Haltungen sich bilden in unseren Auseinandersetzungen, Erfahrungen mit Anderen, mit unserem Herkommen, der Aneignung der Wirklichkeiten und unseren Entwürfen für ein gelungenes Leben. Identität ist oft die Summe dessen, wie wir andere sehen oder verkennen und wie wir gesehen werden und gesehen werden wollen. Krisen

und Verstörungen sind hier ebenso wichtig wie Erfahrungen der Wirksamkeit, des Einflusses aufs eigene Geschehen. Achtsamkeit, die wir nicht bekommen haben oder vermissen, kann uns darauf hinweisen, diese anderen zugutekommen zu lassen, es besser zu machen, als es uns ergangen ist.

Diese Mikropolitiken des Alltags sind wesentlich für das Ganze der Gesellschaften. Gelingen sie, erleben wir uns als Souveräne unserer selbst und können den Zusammenhalt zu lassen und organisieren. Hier ist Identität zuletzt wieder streitbar geworden – was bedeutet eine massenhafte Einwanderung für Deutschland, was sind unsere Werte, was soll gelten, wie soll das Geltende durchgesetzt werden? Wer gehört dazu? Die Versprechungen einfacher, geschlossener nationaler Identitäten sind letztlich Gewaltfantasien. Aber es gibt Gründe für ihren beträchtlichen Erfolg, und die verweisen auf offene Fragen. Die Balance der Identitäten und das Verständnis dafür müssen öffentlich neu verhandelt werden. Wie kann sich eine Neubestimmung gesellschaftlichen Zusammenhaltes, auch symbolisch, gestalten? Sind der Nationalstaat und der Begriff der Nationentwicklungsfähig genug, hier nachhaltige Formen für eine Einheit in der Vielfalt zu organisieren? Welche Rolle spielen regionale, geschichtliche, religiöse und andere kulturelle Identitäten? Das sind sensible und hochnervöse Felder der Auseinandersetzung. Souverän ist, wer mit sich und den anderen einverstanden bleiben kann. **Thorsten Schilling**

Sei schön, sei gut drauf, zieh unsere Klamotten an.
Die Werbung zeigt, wie Unternehmen Images kreieren,
denen die Konsumenten nacheifern sollen



Inhalt

5

IMMER ICH

Ein Gespräch über die Last,
unbedingt authentisch sein
zu müssen

10

KEINE LESBE, EHER QUEER

Sexuelle Identitäten sind
oft nicht so eindeutig

11

SCHWERPUNKT DEUTSCHLAND WER SIND WIR?

12

IST DOCH SCHÖN BEI EUCH

Anstrengend, wenn man immer auf
das Türkischsein reduziert wird

14

„DIE BEDEUTUNG DER NATION WIRD ZUNEHMEN“

Ein Gespräch über die Zukunft
des Deutschen

17

„WENN UNS ANDERE ALS RADIKAL BEZEICHNEN, IST MIR DAS EGAL“

Ein islamistischer junger Mann
wünscht sich eine andere
Gesellschaft

18

SAUBA!

In den USA bin ich Europäer, in
Europa Deutscher, in Deutschland
Bayer, in Bayern Oberbayer

20

KANN WEG

Über einen, der seinen muslimischen
Namen änderte, um anzukommen



S. 44



22

DIESE OSSIS

Die DDR gibt es nicht mehr, aber
was es gibt, ist eine ostdeutsche
Identität. Selbst bei jungen Leuten

23

DAS IST ABER SELTSAM

Bekenntnisse eines deutschen
Weltbürgers mit russischen Wurzeln

26

ALLES, WAS DICH AUSMACHT

Unser Psychologie-Schaubild zeigt,
was einen im Leben so prägt

28

MY WAY

Wer hat mich bloß so ruiniert?
Ich weiß es: meine Klassenlehrerin,
ein Schlägertyp und die erste
große Liebe

32

KEINE EHRliche HAUT?

Wenn man das Geschlecht
wechseln kann, kann man dann
nicht auch die Hautfarbe wechseln?

33

NEUES LAND

Manche britische Juden wollen
nach dem Brexit Deutsche werden

34

SOFIE?

Mit wem spreche ich bitte?
Interview mit einer multiplen
Persönlichkeit

36

AFROPUNK

Schwarze Jugendliche, die keinen
HipHop hören? Hier sind die
Fotobeweise

40

DEN AUSWEIS BITTE MAL

Gar nicht so leicht, ohne Pass
die Identität eines Menschen
festzustellen

43

ES IST NUR EIN ROLLSTUHL

Unsere Autorin will weder Mitleid
noch Bewunderung

44

WIE KRANK IST DAS DENN

Im Internet kursieren viele
falsche Leidensgeschichten

48

MÜLLER

Über ein ganz normales Leben

50

IMPRESSUM & VORSCHAU



Probier doch mal
ein Leben als flutter-
Abonnent. Kostet
dich nicht mal was:
www.fluter.de/abo

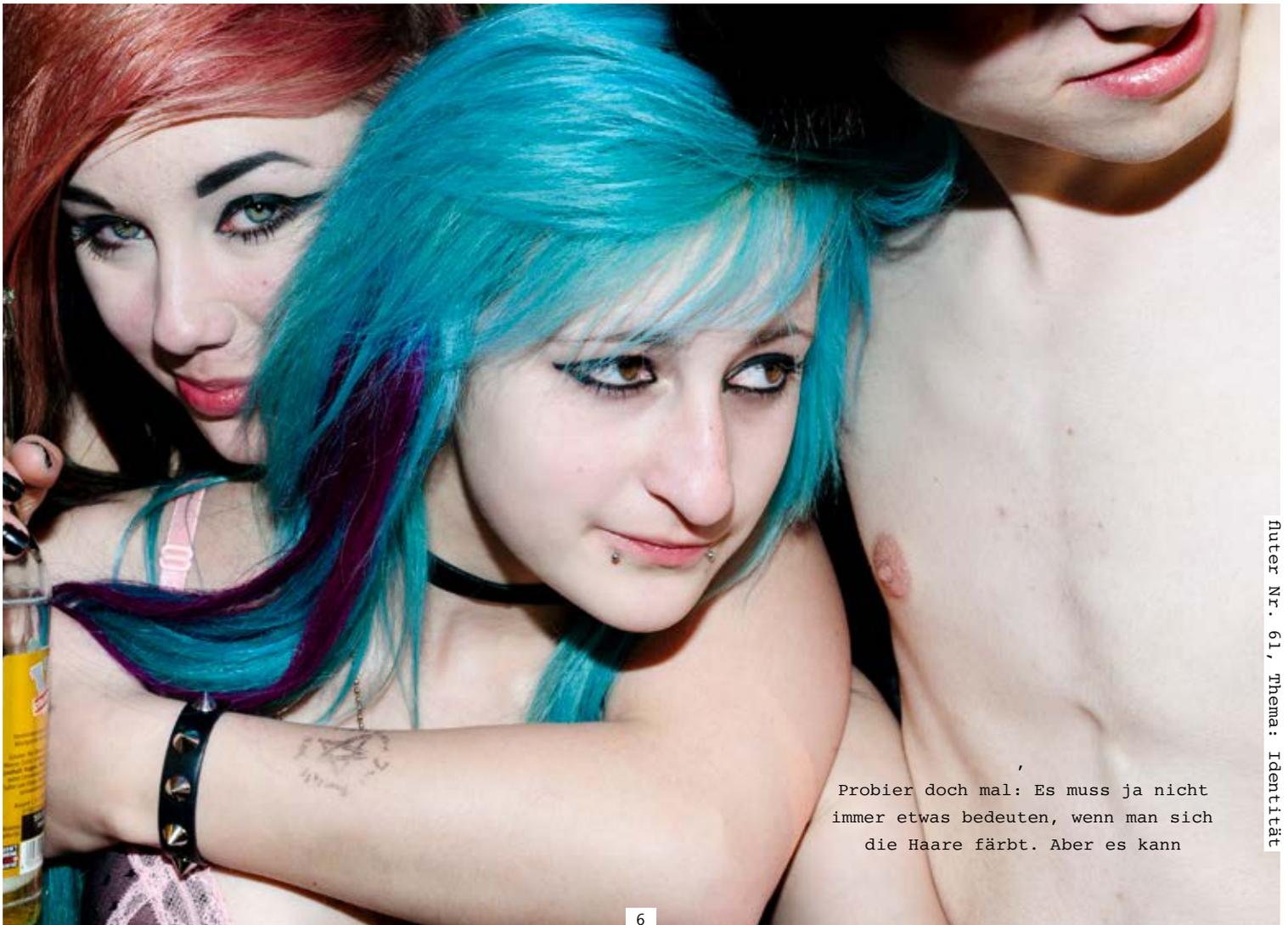
Immer

ich



Wir alle spielen ständig irgendwelche Rollen, und das ist auch gut so. Denn weniger Ichbezogenheit bedeutet meist mehr Empathie. Sagt einer, der es wissen muss: Wolfgang Engler, Leiter der Berliner Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“, Soziologe und Philosoph

Interview: Oliver Geyer



Probier doch mal: Es muss ja nicht immer etwas bedeuten, wenn man sich die Haare färbt. Aber es kann

→ fluter: In der Schule oder in der Uni, in der Familie, unter Freunden – spielen wir nicht ständig irgendwelche Rollen?

Wolfgang Engler: Es spricht einiges dafür, dass die Gesamtheit dieser Rollen schon einen großen Teil eines Selbst oder einer Identität ausmacht. Gerade weil ja auch Rollenkonflikte auftreten. Zwischen Rollen, die ich privat spiele, und Rollen, die ich beruflich spiele, oder Rollen, die ich spiele, wenn ich mich politisch engagiere. Die passen ja manchmal gar nicht so gut zueinander.

Ist es sinnvoll, nach einem Wesenskern hinter den Rollen zu suchen, die wir in unserem Leben spielen?

Das ist sozusagen die Königsfrage. Was ist der Mensch, wenn man mal alle sozialen Rollen, die er spielt, von ihm abzöge? Ist er dann überhaupt noch jemand? Meine Antwort wäre: Ja, aber das ist schwer zu fassen. Denn es stimmt ja, dass wir in all diesen Rollen nicht wirklich aufgehen. Wenn es gut geht, bin ich der Spiritus Rector meines Rollenspiels.

Sind wir alle nur Selbstdarsteller?

Es bleibt immer eine Inszenierung. Und die Idee, alle Masken abzureißen und alle Inszenierungen abzuschaffen, um das wahre Selbst zum Vorschein zu bringen, ist eine komplette Illusion.

Kann man als Schauspieler eine Rolle nur gut verkörpern, wenn sie auch einen persönlichen Bezug zu einem hat?

Jemand, der mit 23 Jahren Schauspieler werden will, hat ja meist keine Ahnung, wie es als Junkie oder Obdachloser ist – oder auch als König oder Königin. Also geht es um die Fähigkeit, sich dem, was ich nicht bin, zu nähern; durch Beobachtung oder durch Nachahmung. Gerade das macht ja Lust auf das Spiel. Warum spielen Menschen, und warum spielen Kinder? Natürlich nicht, weil sie etwas schon sind. Sondern weil sie in einer Situation sind, wo sie gucken und testen: Was machen die anderen? Einen persönlichen Bezug braucht es also nicht unbedingt. Aber um etwa in die Rolle des Obdachlosen zu schlüpfen, kann es hilfreich sein, in seiner eigenen Biografie zu schauen: Welche Demütigungserfahrungen habe ich selbst mal gemacht?

Wäre es nicht tatsächlich glaubwürdiger, wenn ein echter Obdachloser einen Obdachlosen spielen würde?

Man kann den Kern dieses Themas, das politisch und wirklich ernst zu nehmen ist, an der Blackfacing-Debatte festmachen. Ist es okay, wenn ein weißer Schauspieler Othello spielt, obwohl es doch genug schwarze Schauspieler gibt? Man kann auch fragen: Wer hat das Recht, auf der Bühne zu stehen und eine Rolle zu spielen, ohne dass er anderen das Recht wegnimmt, für sich selbst zu reden? Darf ein Mann eine Frau spielen? Weiß ein Mann jemals, wie eine Frau wirklich ist? Kann ein Schauspieler, der aus der Mittelschicht kommt – so wie fast alle, die hier studieren –, einen Arbeitslosen spielen? Wäre es nicht viel besser, wir lassen den ganzen Quatsch und casten einfach Leute auf der Straße? Gehen zum Bahnhof Zoo, spre-



Zusammen sind wir laut: Musik kann schon sehr identitätsstiftend sein. Und das Gefühl, einer Gruppe von Menschen mit demselben Geschmack anzugehören, echt gut

chen einen Obdachlosen an und fragen, ob er gegen ein kleines Handgeld sich selber spielen würde.

Kommt die Fähigkeit, in die Rolle eines anderen hineinzuschlüpfen, der Gesellschaft als Ganzem zugute?

Das ist eine Fähigkeit, die soziale Fantasie fördert. Man versteht, wie die anderen leben. Wenn jeder nur noch er selbst sein darf, schränkt das die Möglichkeiten unerhört ein – auch die Möglichkeit der Empathie: mal zu erfahren, wie es sich anfühlt, ein anderer zu sein.

Die Frage nach der kulturellen Aneignung gibt es nicht nur im Theater. Derzeit gibt es eine Diskussion, ob weiße Menschen Dreadlocks tragen dürfen oder ob das eine Banalisierung der Leidensgeschichte afrikanischer Sklaven ist.

An den US-amerikanischen Universitäten ist diese Art von Empfindlichkeit besonders ausgeprägt: Ich möchte nicht, dass mein Professor mir einen Text vorlegt, der meine ethnische Identität oder meine Gender-Identität verletzt. Und wenn der das macht, dann gehe ich raus. Es gab den Fall, dass Studenten aus der weißen Mittelschicht das Recht abgesprochen wurde, asiatisches Essen zu kochen, weil sie sich damit etwas anmaßen. Das ist ein seltsamer Besitzanspruch: Ich besitze meine Herkunft, und die lasse ich mir auch nicht wegnehmen. Du ziehst dich nicht so an, du sprichst nicht so und du kochst nicht so – das bin ich! Stellen Sie sich vor, das machen jetzt alle so. Dann dürfte auch ein Sachse, der nach Stuttgart gezogen ist, nicht mehr versuchen, ein bisschen wie die Schwaben zu werden. Dann ziehe ich als Schwabe gleich mal vor Gericht und klage an, dass der meine kulturelle Identität nur kopiert.

Aber ist es nicht legitim, mit kulturellen Formen von Völkern, die wir als Europäer uns ehemals unterworfen haben, ein bisschen behutsamer umzugehen?

Ich sehe das anders, für mich ist das eine Fortsetzung der kulturellen Herablassung mit anderen, scheinbar zivilisatorisch-emanzipatorischen Mitteln und Rhetoriken. Nichts anderes.

„Erkenne dich selbst“ lautet eine Inschrift am Eingang des Apollontempels in Delphi. Heute heißt es in der Werbung oft: „Sei ganz du selbst“. Die Forderung nach Authentizität ist anscheinend sehr alt.

Sie hat über die Jahrhunderte und sogar Jahrtausende hinweg sehr verschiedene Antworten hervorgebracht. Eine Antwort war zum Beispiel: Ich bin ich selbst, wenn ich natürlich bin. Das heißt in der Konsequenz: Der Mensch ist am authentischsten, wenn seine Selbststeuerung zusammenbricht. Wenn er Unruhe zeigt, wenn seine Augen flattern, der Kehlkopf. Dann glaubt man: Jetzt ist der Mensch wirklich da, bis dahin hatte er sich verstellt.

Im Job wird erwartet, dass man sich ganz mit seiner Tätigkeit identifiziert und darin aufgeht. Warum ist die Forderung, man selbst zu sein, heute so massiv?

Bis vor 100 Jahren haben sich Unternehmen damit begnügt, dass ihnen Menschen ihre Fähigkeiten zur Verfügung stellen. Irgendwann schien das nicht mehr zu reichen, und es wurde erwartet, dass die Menschen den Firmen auch ihre Persönlichkeit zur Verfügung stellen.

Starke Persönlichkeiten: Bodybuilderinnen wollen definierte Muskeln, weil sie sich darüber definieren



Gibt es zu viel Individualismus in der Gesellschaft? 82 Prozent der Schüler und Studenten finden nicht. Sich selbst finden wollen 34 Prozent

Quelle: www.generation-what.de

gehen, diese Freunde zu treffen? Die Unterscheidung wird immer schwerer: Wo ist eigentlich der Raum, der nur mir gehört?

Woher kommen diese Gedanken?

Die neue Art der Unternehmenssteuerung, wie sie auch im Silicon Valley vorgelebt wird, heißt: Entfremdung verboten. Du darfst dich in einem Beruf nicht mehr fremd fühlen, du musst du selber sein. Auch sonst wird viel Identitäts-Fastfood angeboten. In Form von Werbung, die mir verspricht, dass ich durch einen millionenfach produzierten Turnschuh ganz ich selbst werden könnte, in Form von Ratgeberliteratur, die mir sagt, was ich tun muss, um ganz ich selbst zu werden.

Es gibt in einer Zeit der Selfies und der Optimierung durch Wellness viel Beschäftigung mit sich selber. Leidet darunter die Initiative, die Gesellschaft als Ganzes positiv weiterzuentwickeln?

Der Aufwand, den man mit dem Bild und dem Entwurf von sich treibt, die Leidenschaft und die Zeit, die investiert werden, sind schon auffallend. Ich denke, dass sich da etwas staut, das ebenso gut der Weltveränderung zugutekommen könnte. Aber die Welt wirkt so schwierig und so komplex und scheint auch von selber zu laufen – da ist die Beschäftigung mit sich selbst ein bequemer Ausweg. In den späten 1960er-Jahren war das ganz anders: Da war mein Authentischsein eigentlich nur vor dem Hintergrund möglich, dass die Welt eine andere wird. Ich konnte in dieser als falsch betrachteten Welt gar kein Richtiger sein. Also musste ich mich mit anderen zusammentun, um gemeinsam das große Ganze zu verändern, damit man überhaupt dieses Ideal – sei du! – erreichen konnte. Wenn ich aber nicht mehr daran glaube, dass ich die falsche Welt zum Besseren ändern kann, dann fließen diese Energien in mein Projekt der Selbstveränderung. Hier bin ich, hier ist mein Entwurf, hier ist mein Fake.

Viele Menschen haben das Gefühl, dass die Welt zu komplex ist.

Komplexität ist heute eine der ganz großen Legitimationsformen. Das ist zu komplex! Wer sagt das heute nicht alles! Aber ich glaube, dass das eine Fehlwahrnehmung ist. Oft kann man ganz klar Ross und Reiter benennen – etwa

in der Finanz- oder der Flüchtlingskrise. Der Widerspruch zwischen dem, wie wichtig wir unser Ich nehmen und wie sehr sich dieses Ich andererseits degradiert, wenn es um die vermeintlich zu komplexen Verhältnisse geht, ist schon erstaunlich.

Viele YouTuber reden zu einem großen Teil darüber, wie sie selbst die Welt sehen.

Dieser enorme Aufwand, den die Leute heute mit ihrer Selbstformung und Selbstgestaltung treiben, ist Rückstau sozialer Problematiken, die wir uns nicht mehr trauen anzupacken. Es geht nicht darum, das zu moralisieren. Aber es sind Phänomene, die einfach nicht zusammenpassen und wo die Widersprüche die Leute selber durchziehen. Mal schauen, wo das hinführen wird.



Ist es nicht erst mal etwas Gutes, dass die Leute heute eine Ich-Stärke entwickeln?

Die Frage, wer bin ich, wer möchte ich sein, und welche Fähigkeiten habe ich, von dem, der ich bin, zu dem zu werden, der ich sein möchte – das waren lange Zeit Themen und Fragen, mit denen sich zu beschäftigen ein Privileg der Eliten war. Es darf aber nicht ausufern. Was heute Authentizität heißt, hätte man früher Narzissmus genannt. Ich kippe den anderen mein Sosein vor die Füße und unterwerfe mich weder Konventionen noch Rollenklischees. Und morgen bin ich vielleicht schon wieder ganz anders.

Schaut man sich die Hassreden im Netz an, hat man den Eindruck, dass viele Menschen durch Hass in ihrer Identität zusammengehalten werden.

Was gar nicht so selten passiert, ist, dass Menschen aus der Not eine Tugend machen. Dass sie ihr Leben mit all den negativen Erfahrungen, um darunter nicht begraben zu werden, zu einer überlegenen Existenz aufplustern. Sie finden dann einen Grund, auf die, die eigentlich auf sie herabschauen, ihrerseits herabzuschauen.

Der wütende Mob, der auf Pegida-Veranstaltungen und auch am Rande der Feierlichkeiten zur deutschen Einheit in Erscheinung getreten ist, kann sich mit der Mehrheitsgesellschaft jedenfalls nicht mehr identifizieren.

Das scheint auf einen wachsenden Teil der europäischen Gesellschaften zuzutreffen, etwa auch auf Frankreich, auf Österreich, auf die Schweiz und auch auf skandinavische Länder. Überall dort fühlen sich viele Menschen offenbar durch das System der politischen Repräsentation – zu der ich weiter gefasst auch die Medien und die veröffentlichte Meinung zählen möchte – nicht mehr repräsentiert. Das stimmt für die nicht mehr, das trifft sie nicht. Und was macht man dann? Dann gibt es verschiedene Möglichkeiten. Man kann sich selber organisieren, um denen zu zeigen, was man von ihnen hält, nämlich gar nichts mehr. Man kann regelmäßig aus der Haut fahren.

Früher wäre es den Menschen peinlich gewesen, sich selbst in der Öffentlichkeit zu fotografieren. Heute ist es ganz normal

Was wäre denn der richtige Weg, zu sich selbst zu finden?

Sich davon frei zu machen, wäre schon mal toll, das wäre ein Anfang. Einfach mal zu fragen: Kann ich nicht mal nicht ich sein? Es gibt eine Definition für Authentizität, die meines Erachtens eine recht hohe Gültigkeit beanspruchen kann: Das ist Aufrichtigkeit sich selbst gegenüber. Wo stehe ich, wer bin ich, wo will ich sein? Und wenn da Unstimmigkeiten sind, dann versuche ich vielleicht, die in eine größere Harmonie zu bringen.

Ich denke, man muss mit manchen seiner Gegebenheiten einfach Frieden schließen. Ich bin so, so sehe ich aus, diese und jene Fähigkeiten habe ich, andere habe ich eben nicht. Dies sind meine Stärken, dies sind meine Schwächen. Wenn man das erkennen kann, ist man aus dem permanenten Druck der Selbstoptimierung raus. ←



WOLFGANG ENGLER

ist nicht nur der Rektor der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“, er lehrt auch Kultursoziologie und Ästhetik. Und Sachse ist er auch noch: Er wurde 1952 in Dresden geboren

Ich bin keine Lesbe, auch wenn ich mit Frauen schlafe

von Julia Martin



→ Als ich mich zum ersten Mal in eine Frau verliebt habe, war ich 14 Jahre alt. Sie war die ältere Cousine einer Freundin und hatte auch Gefühle für mich. Die Tatsache, dass ich mich plötzlich für eine Frau interessierte, empfand ich nicht als irritierend oder ungewöhnlich. Ich empfand dies vielmehr wie eine selbstverständliche Erweiterung meines Begehrensspektrums. Wir kamen am Ende nicht zusammen, weil ich meinen damaligen Freund nicht verlassen wollte. In eine Frau verliebt zu sein, das ging sehr wohl für mich, doch eine feste Beziehung mit einer Frau lag noch weit außerhalb meiner Vorstellungskraft. Auch danach hatte ich lange nur heterosexuelle Beziehungen. Es hat noch weitere zehn Jahre gedauert, bis ich mich dazu entschlossen habe, lesbisch zu leben und meinem Begehren offen nachzugehen.

Ich bin mit einer Clique von Freund*innen groß geworden, die sich, zum Teil schon damals, zum Teil erst später, alle als lesbisch oder queer identifizieren. Mit diesen Menschen erwachsen zu werden war für meinen Selbstfindungsprozess – besonders in der Kleinstadt – von enormem Vorteil. Mir wurde die Normalität nichtheterosexueller Lebensformen täglich vorgelebt. Als ich mich dann als Letzte der Gruppe bei meinen Freund*innen geoutet habe, war niemand wirklich überrascht.

Das Coming-out innerhalb meiner Familie war für mich ebenfalls eine gute Erfahrung. Mein Vater war schon immer sehr offen für vielfältige Lebenskonzepte, daher hatte ich keine beson-

ders große Angst vor diesem Gespräch. Als er mich eines Tages zu meiner damaligen Angebeteten fuhr, habe ich ihm im Auto erzählt, dass wir uns nicht nur zur gemütlichen Pyjama-party treffen, sondern auch miteinander schlafen. Mein Vater hat offen reagiert und mich nicht in Frage gestellt. „Du kannst zusammen sein, mit wem du möchtest, solange es dir Spaß macht und du glücklich bist“, sagte er. Auch meine Geschwister haben sehr positiv, fast schon stolz auf diese neue Nachricht reagiert. Mein Coming-out hat mich meiner Familie viel näher gebracht. Ich kenne aber auch Geschichten von Freund*innen, bei denen das Coming-out nicht so positiv verlaufen ist, und bin daher sehr dankbar, dass ich mit meiner Familie niemals Kämpfe wegen meiner sexuellen Orientierung führen musste.

Seit einigen Jahren identifiziere ich mich nicht mehr als lesbisch, sondern als queer. Streng genommen ist dies zwar nicht möglich, da der Begriff sich eigentlich gerade gegen eine auf Identität basierende Politik wendet, doch queer ist auch einfach ein Sammelbegriff für alle, die nicht ins heteronormative Gesellschaftsmuster passen. Darunter fallen unter anderem Menschen, die sich nicht in Kategorien wie Frau oder Mann, homo- und heterosexuell, trans* oder cis einordnen lassen wollen oder können. Das Konzept von „queer“ stellt Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als repressive Normen infrage und bietet Platz für Alternativen, die leider auch in „traditionellen“ lesbisch-schwulen Zusammenhängen oft nicht mitgedacht werden. Ich fühle mich dem Queer-Begriff einfach mehr verbunden als dem Wort „lesbisch“ – das klingt für mich zu sehr nach „Frau liebt Frau“. Ich begehre und liebe auch Menschen, die sich nicht als Frauen identifizieren und trotzdem nicht als Männer geboren wurden, wie zum Beispiel nichtbinäre oder Trans*-Personen. Nun fühle ich mich ganz so, als sei ich endlich bei mir selbst angekommen, was meine sexuelle Orientierung betrifft. Und das war vielleicht ein langer, aber aufregender Weg. ←

Julia verwendet das Gendersternchen, etwa bei Freund*innen, weil es alle sozialen Geschlechter und Geschlechtsidentitäten einschließt – nicht nur männlich und weiblich

Derzeit wird angesichts einer steigenden Zahl von Einwanderern aus anderen Kulturkreisen ziemlich viel über unser Selbstverständnis als Deutsche gesprochen. Bis zu welchem Maß müssen sich die neuen Mitbürger anpassen, wie sehr gehören aber auch neue kulturelle Einflüsse zu Deutschland?

Dabei reicht die Diskussion von einer Rückbesinnung auf das Nationale bis hin zur Anerkennung einer sogenannten postmigrantischen Gesellschaft, in der die kulturelle Vielfalt im Vordergrund steht und mehr Lebensentwürfe nebeneinander existieren können – solange sich die Menschen zu freiheitlich-demokratischen Werten bekennen. Es geht also auf den nächsten Seiten um die spannende Frage nach der Identität unseres Landes.

Wer

sind

wir?



Ist doch sch

Bin ich Türkin? Bin ich Deutsche? Wohl irgendwas dazwischen und noch viel mehr. Dürfte ja auch eigentlich kein Problem sein. Und dennoch denken viele, mein Leben drehe sich um einen Dönerspieß

Von Ebru Taşdemir

→ „Du siehst nicht aus wie eine Türkin.“ Wie sehen Türken denn aus? Meistens erhalte ich keine Antwort auf diese Frage. Wenn ich wüsste, welches Türkenbild genau gemeint ist, würde ich mich sogar etwas bemühen, es zu erfüllen.

Als ich zwölf war, wohnten wir im sechsten Stock eines wirklich grauen und wirklich sehr hässlichen Hochhauses in Berlin. Es klingelte, vor der Tür standen die Jungs von den Pfadfindern und wollten „den Ebru“ sprechen und in die Gruppe einladen. Feuer machen, Liederchen singen, zelten. Als meine Mutter mich süffisant aus meinem Zimmer rief, wollte ich nur noch ganz schnell Hanna heißen und meine Eltern mit ihrem ungelinken, harten Deutsch auf der Stelle umtauschen. Das mit dem Umtauschen hatte ich dann noch oft. Ich schämte mich für meine Eltern, vor allem an den Elternsprechtagen, wenn alle Väter im Anzug kamen und selbstsicher mit den Lehrern plauderten, während meinem Vater in seinem gestreiften C&A-Hemd und Motoröl unter den Fingernägeln kaum die richtigen Fragen einfelen. Meine Eltern freuten sich nur, dass die Lehrer wenig klagten, obwohl ich nicht zu den Allerbesten in der Klasse gehörte. Für mich hatte Türkischsein in dieser Zeit viel mit Schämen zu tun. Alles, was an uns anders war, war eben ein Manko, war ein Nichtdeutschsein. So einfach. So unklug.

Meine Lehrerin an der Oberschule, die uns einmal zu Hause besuchte, beschwerte sich am nächsten Tag bei mir, dass es bei uns im Wohnzimmer so wenig türkisch aussah. Aber so sieht es doch in allen türkischen Wohnungen aus, dachte ich: graubeige Wohnzimmergarnitur, Schrankwand, Esstisch zum Ausziehen. Immer picobello aufgeräumt. Meine Mutter ließ trotz ihrer zwei Jobs alle deutschen Nachbarn und Eltern aus der Klasse nicht unter einem mehrgängigen Essen nach Hause. „Ihr Türken seid ja so gastfreundlich“, schallte es aus dem Wohnzimmer meiner Eltern, und ich weiß gar nicht, ob mich eher das gastfreundliche müde Nicken meiner Eltern ankotzte oder die Tatsache, dass die Nachbarin meiner Mutter nun schon zum dritten Mal zum Essen kam, während sie ihre eigene Einladung zur Kaffeerunde immer wieder verschob.

Mittlerweile leben meine Eltern wieder in der Türkei und sind in ihrem Ort die Vorzeideutschen. Meine Mutter backt den besten altdeutschen Apfelkuchen, und mein Vater



nön

brüllt jeden Handwerker an, der nicht um neun Uhr wie angekündigt auf der Matte steht. Er hält ihnen Vorträge über Deutschland, darüber, wie sauber und ordentlich hier alles ist, weil sich die Deutschen aufeinander verlassen können. Identität scheint mir die Abwesenheit einer bestimmten Grundmasse um einen herum zu sein, und mein Deutschsein lässt sich auch immer daran messen, wie sehr mich das Umfeld auf meine türkische Seite reduziert.

Für die Soziologen gehöre ich seit den 1980er-Jahren zu einer verlorenen Generation, deren Vertreter stets zwischen zwei Stühlen saßen und die in den 1990er-Jahren von ihrem Erdkundelehrer gefragt wurden, was „ihr Türken“ denn mit „den Kurden anstellt“. Ich heiratete früh, konnte aber in den Augen meiner frauenbewegten deutschen Kolleginnen nur das Anhängsel eines türkischen Machos sein. Und als Journalistin erhielt ich stets Aufträge zur Türkei und zum Islam. Mein Expertentum scheint sich an meinem Namen zu manifestieren und nicht daran, was ich kann und gelernt habe.

Wäre ich nicht die „Türkin“, würden sich einige Erfahrungen nicht machen lassen. Da würde der Pfleger im Krankenhaus fehlen, der sich besonders weltoffen gibt und sich mit einem lautstarken „Merhaaaaabaaaa“ an mich wendet. Da würde auch die nette Kellnerin im teuersten Café in Stralsund fehlen, die mir anerkennend ein „Das sieht man Ihnen aber gar nicht an“ bescheinigt, nachdem sie gefragt hat, was meine Tochter denn für eine niedliche Sprache spreche. Und fehlen würden mir die kleinen und großen Sticheleien, in denen es immer wieder darum geht, dass mein Gegenüber denkt, mein Leben drehe sich um einen Dönerspieß und dass ich schon morgens nach dem Aufstehen über meine nationale Identität nachdenke. Ehrlich: Sie ist zusammengenäht wie eine Patchworkdecke oder verschachtelt wie eine Matroschka-Puppe. Meine beiden Großväter kamen aus Bulgarien, meine Großmutter aus Tscherkessien, meine andere Großmutter aus Griechenland. In dem, was meine Eltern aus ihrem Elternhaus kochen, entdeckte ich



Meine Mutter im geblühten Kleid, mein Vater im gestreiften C&A-Hemd und ich in unserem Wohnzimmer, das sich deutsche Freunde immer viel türkischer vorgestellt haben - was immer das sein soll

die jüdische, armenische und slawische Küche. All das gehört für mich zum Türkischsein, es ist nichts Abgeschlossenes und Festes, genauso wenig wie mein „Deutschsein“. Die deutsche Identität hat für mich immer ein „Aber“, denn das Deutsche in mir hat sich ja nicht durch die Deutschen um mich herum ausgebildet, sondern oft trotz der Deutschen um mich herum. Hört sich doof an, ist aber so: Vallah, ich liebe Deutschland. Zum Beispiel das von Kurt Tucholsky und Erich Kästner. Und ich liebe die Türkei der Volksänger, der Sufi-Dichter und der bodenständigen, patenten Frauen.

Und dann werde ich doch wieder gefragt, wie türkisch ich mich noch fühle, auf einer Skala von 1 bis 10. Wie einfach. Wie unklug.

EBRU TAŞDEMİR

ist Teil der „Neuen Deutschen Medienmacher“ – eines Zusammenschlusses von Journalisten mit und ohne Migrationshintergrund. Sie ist auch: eine Müsliverächterin und ein Mensch ohne Hobbys

bei euch



„Die Bedeutung der Nation wird zunehmenden“

Ist es wichtig, dass man deutsch ist?
Und was ist mit Deutschsein überhaupt
gemeint? Sauerkraut lieben und Goethe
lesen? Der Politikwissenschaftler Herfried
Münkler über einen schwierigen Begriff

Interview: Ann-Kristin Schöne



→ fluter: Herr Münkler, sind Sie Deutscher?

Herfried Münkler: Ja. Ich bin ein Staatsbürger der Bundesrepublik Deutschland, das zeigt ein Blick in meinen Pass. Zudem ist meine Familie – soweit ich meine Herkunftslinien kenne – seit langer Zeit im deutschen Raum angesiedelt.

Sind Herkunft und Pass die entscheidenden Faktoren, die einen Menschen zum Deutschen machen?

Nicht unbedingt. Es gibt ja sehr viele, die aus anderen Räumen nach Deutschland gekommen sind und dennoch Deutsche sind. Die lange Zugehörigkeit zu diesem Raum und seiner Kultur ist keine Voraussetzung der Zugehörigkeit. Ein wichtiges Element, um Deutscher zu werden, ist aber die Bereitschaft, sich mit der Geschichte des Raums und seinen Gepflogenheiten zu beschäftigen.

Was sind denn deutsche Gepflogenheiten?

Da bewegt man sich schnell im Bereich der Klischees. Vielleicht kann man es am allerbesten herausfinden, indem man etwa Türken, die lange in Deutschland gelebt haben, beobachtet, wenn sie in der Türkei sind. Was ihnen dort fehlt, ist

ein guter Indikator dafür, wie deutsch sie geworden sind. So haben sie beispielsweise eine gewisse Erwartung an Pünktlichkeit oder Akkuratess.

Bilden wir also Identitäten, indem wir zwischen dem Eigenen und dem Anderen unterscheiden?

Identitätsbildung von individueller bis zu kollektiver Identität ist ein ständiger Prozess des Hin und Her. Wer wir sind, erfahren wir durch die Beobachtung der Anderen, die wiederum uns beobachten. Deshalb fordert uns das Ankommen der vielen Flüchtlinge auch heraus. Allerdings – das darf nicht übersehen werden – entsteht ein Bewusstsein von Identität gerade dann, wenn man mit solchen Herausforderungen konfrontiert wird. Wenn wir nur unter unserergleichen sind, stellen wir uns gar nicht erst die Frage, wer wir sind. Der Andere oder der Fremde nötigt uns dazu, dass wir erstens darüber nachdenken, wer wir sind, zweitens, wer wir sein wollen, und drittens, wer wir sein können. Und das ist ein Jungbrunnen für jede Gesellschaft.

Inwiefern ein Jungbrunnen?

Ein Gemeinwesen muss sich immer wieder erneuern, sonst vermodert es. Zur Erneuerung des Gemeinwesens hat zum Beispiel die Wiedervereinigung beigetragen oder eben jetzt die massenhafte Zuwanderung. Wenn wir solche Herausforderungen annehmen und bestehen, gibt das Selbstvertrauen und Zuversicht.

Könnten gerade die Zugewanderten diejenigen sein, die ein „Wir-Gefühl“ in Deutschland auslösen?

So ist es. Wenn die Integration gelingt, hat sich die deutsche Gesellschaft angesichts eines großen Problems bewährt, und das eint. Diejenigen, die grundsätzlich gegen Zuwanderung sind, sind nicht zukunftsfähig. Sie verhindern jede Erneuerung und jeden Fortschritt.

Die Gegner der Zuwanderung warnen vor dem Verlust einer kulturellen Identität. Was ist damit gemeint?

Vernünftig hat das noch keiner beantworten können. Wenn man damit Goethe oder Schiller meint, dann ist das keine nationale Inklusion, sondern ein bildungsbürgerliches Projekt. Auch über die Essgewohnheit lässt sich keine Nation machen, denn es mögen nicht alle Sauerkraut und Rippchen. Außerdem verändert sich die kulturelle Identität immer wieder. Nehmen Sie zum Beispiel die Überwindung der konfessionellen Differenzen. Heute ist es ohne Weiteres möglich, dass ein Protestant eine Katholikin heiratet. Das ist ein wesentliches Element bei der Modernisierung dieses Landes gewesen. Insofern

kann ich eine kulturelle Identität nur im Grundgesetz sehen und darin, dass wir zu dessen Werten stehen.

Jahrzehntelang hatten besonders junge Menschen in Deutschland ein Problem mit einem Bekenntnis zur Nation, weil dieser Begriff durch den Nationalsozialismus pervertiert wurde.

In den 1950er- und 1960er-Jahren wollten viele angesichts der nationalsozialistischen Verbrechen lieber keine Deutschen sein. Hinzu kam, dass die Nation ohnehin politisch geteilt war. Das änderte sich erst mit der Wiedervereinigung, als es wieder eine Vorstellung davon gab, dass die Nation eine politische Gestalt als Staat bekommen hat. Ab da mussten die Deutschen wieder anfangen, sich zu definieren.

Hat das geklappt? Oder wird unter der „deutschen Identität“ in Ostdeutschland etwas anderes verstanden als in Westdeutschland?

Das Problem war, dass die Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte in Westdeutschland eine ganz andere war als in Ostdeutschland. In der DDR sah man sich als „Sieger der Geschichte“, der Nationalsozialismus wurde vor allem hinsichtlich der Dimension Kapitalismus versus Sozialismus behandelt, die Dimension des Rassismus blieb außen vor. Die intensive Beschäftigung mit dem Aufstieg der Nationalsozialisten und deren Verbrechen wurde in Westdeutschland hingegen zu so etwas wie der geschichtspolitischen Staatsräson und entsprechend in den Schulen unterrichtet. Das hat sich ausgezahlt, zum Beispiel in einer höheren Populismusresistenz. Man weiß, welche Folgen bestimmte Formen des Ausgrenzens und des Selbst-Erhöhens haben, während unsere Nachbarländer, weil sie ja nicht das Tätervolk waren, immer ein gutes Gewissen hatten. Das Wahlverhalten in Sachsen ähnelt also nicht ohne Grund eher dem in Polen als dem im Westen. Und nicht ohne Grund sind im Osten bei der Bestimmung von Identität viel eher ethnische Vorstellungen im Spiel als im Westen.

Identifizieren sich nicht ohnehin viele Menschen in Deutschland eher mit den Regionen, aus denen sie kommen?

Deutschland ist ja nie ein zentralistischer Staat gewesen, es hat eine föderalistische Tradition, die infolge der Vertreibungen nach 1945 ordentlich durchmischt wurde. Eine zweite intensive Durchmischung fand durch die soziale und regionale Mobilität statt. Ich lebe nicht mehr in meiner hessischen Heimat, sondern in Berlin. Aber ich habe immer noch die weiche Aussprache, die für den Oberhessen typisch ist. Insofern bin ich ein Hesse geblieben, aber nur zum Teil. Zum Teil bin ich Berliner

35 Prozent der Schüler und Studenten fühlen sich am meisten mit ihrer Stadt beziehungsweise Region verbunden. 24 Prozent mit ihrem Land, 12 mit Europa

geworden. Dass ich Deutscher bin, haben wir schon festgestellt. Und dann bin ich noch Europäer. Es gibt also gar nicht *die eine* Identität. Jetzt, wo Trump neuer Präsident der USA ist, werden sich viele Europäer wieder stärker als Europäer fühlen, und der Begriff des Westens wird an Bedeutsamkeit verlieren. Es ist ein permanenter Prozess, der auch von Situationen abhängt.

Ist der Wunsch nach einer intakten Nation auch eine Reaktion auf eine komplexe Welt und die ausbleibenden Vorteile einer Globalisierung, wie sie oft versprochen wurden?

Für Verlierer der Globalisierung ist die Nation gewissermaßen die Garantie der sozialstaatlichen Versorgung. Das heißt, sie tun das nicht einfach, weil sie die Nation so schätzen, sondern weil diese ihre Versicherung in schlechten Zeiten ist. Gerade in komplexen Situationen braucht man Mittel des Halts und der Vergewisserung. Deshalb können wir zurzeit die politische Sehnsucht nach einer kleinräumigeren und überschaubareren Welt beobachten. Das heißt: Man kann sich mehr Globalisierung zutrauen, je gewisser man seiner eigenen regionalen oder nationalen Identität ist. Die Bedeutung der Nation wird also nicht abnehmen, sondern zunehmen. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang jedoch, welchen Begriff von Nation wir zugrunde legen.

Welchen sollte man Ihrer Meinung nach zugrunde legen?

Eine Nation, die menschenfreundlich ist. Eine, die sich nicht durch Exklusion auszeichnet, sondern durch die Bereitschaft zur Inklusion. Eine, die dabei aber auch bereit ist, für gewisse Werte einzustehen. Und eine, die gut gemanagt ist – also ein Land, das dazu in der Lage ist, Wohlstand für seine Bürger bereitzustellen, und das nachhaltig. Wer ein Interesse daran hat, dass der Sozialstaat auch unter veränderten Rahmenbedingungen in Zukunft aufrechterhalten werden kann, der muss sich auch auf den Begriff der Nation einlassen.

Warum?

Die Bereitschaft, in ein System einzuzahlen mit dem Wissen, dass ich nie dieselbe Summe herausbekommen werde, macht unseren Sozialstaat aus. Die Bereitschaft, dies zu tun, ist auf der Grundlage einer erhöhten Zurechnung – „Das ist auch ein Deutscher“ und nicht irgendwie die Welt – wesentlich höher. Man konnte das in der Vergangenheit beobachten. Die „alten“ Bundesbürger waren im hohen Maße bereit, die neuen Bundesländer finanziell zu unterstützen. Aber als die Empfänger solcher Transfers nicht mehr Deutsche waren, sondern vermeintlich Griechen, war das deutlich anders. Es braucht also ein Gemeinschaftsgefühl, damit es mit der Solidarität klappt. ←



HERFRIED MÜNKLER
hat gemeinsam mit seiner Frau Marina Münkler das Buch „Die neuen Deutschen – Ein Land vor seiner Zukunft“ geschrieben. Er lehrt Politikwissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin

„Wenn uns andere als radikal bezeichnen, ist mir das egal“

von Nik Afanasjew

→ Am Kottbusser Tor in Kreuzberg fällt Ismail Khoury nicht weiter auf. Er trägt eine graue Daunenjacke, weite Hosen und einen mittellangen Bart. Khoury sitzt draußen vor dem Café Kotti, einer alternativen Bar, in der sich Touristen und Alteingesessene tummeln. Reingehen möchte er nicht, er mag auch nicht erklären, warum. Vielleicht liegt es daran, dass er an diesem bunten Ort mit seinen Ansichten eben doch auffallen würde.

Vor Kurzem erst wurde die salafistische Organisation „Die wahre Religion“ verboten, die in der Öffentlichkeit vor allem mit Koran-Verteilungen in zahlreichen deutschen Städten aufgefallen ist, viele Muslime radikalisiert und für den „Islamischen Staat“ geworben haben soll. „Ich finde es richtig, wenn jemand mit Worten kämpft“, sagt Khoury. „In Deutschland heißt das gleich: Der ist ein Hassprediger. Aber hier darf doch jeder angeblich sagen, was er will.“

Khoury heißt eigentlich anders. Nur anonym hat er sich bereit erklärt, seine Ansichten über seine Religion und das Leben in Deutschland zu äußern, die die meisten Deutschen wohl als ziemlich radikal einordnen würden. Wobei das auch schon wieder so ein Wort ist, das Khoury aufregt. „Wenn uns andere als radikal bezeichnen, ist mir das egal. In Deutschland glauben die Menschen nichts. Die wollen Christen sein, aber sie sind gar nichts.“

Ein Getränk lehnt Khoury ab, wie er sich ohnehin vor dem Café nicht ganz wohl zu fühlen scheint, viel auf dem Stuhl hin und her rutscht. Er sei 22 und gehe seit drei Jahren in eine Mo-

schee. Er habe es damals nicht mehr ausgehalten, „wie schlecht alle in Deutschland über den Islam reden“. Khoury erzählt von einer Talkshow, in der Muslime mit Vorwürfen überhäuft worden seien. Dort habe es geheißen, der Islam sei konservativ und frauenfeindlich. „Für mich bedeutet konservativ etwas Gutes. Wer soll denn die Kinder erziehen? Die Frauen!“

Am Kottbusser Tor herrscht an diesem späten Nachmittag wie immer viel Bewegung. Menschen aller Länder, Ansichten und Religionen machen ihre Einkäufe. Für Khoury ist das aber alles nur Fassade. „Es geht nicht gerecht zu in Deutschland.“ Er erzählt aufgeregt von einem etwas älteren Freund, der immer gut in der Schule gewesen sei, aber jetzt bei einer Versicherung arbeite und noch nicht mal ein Auto besitze. „Er sagt mir immer: ‚Bruder, die lassen uns nicht nach oben. Die gute Arbeit kriegen immer nur die Deutschen.‘“

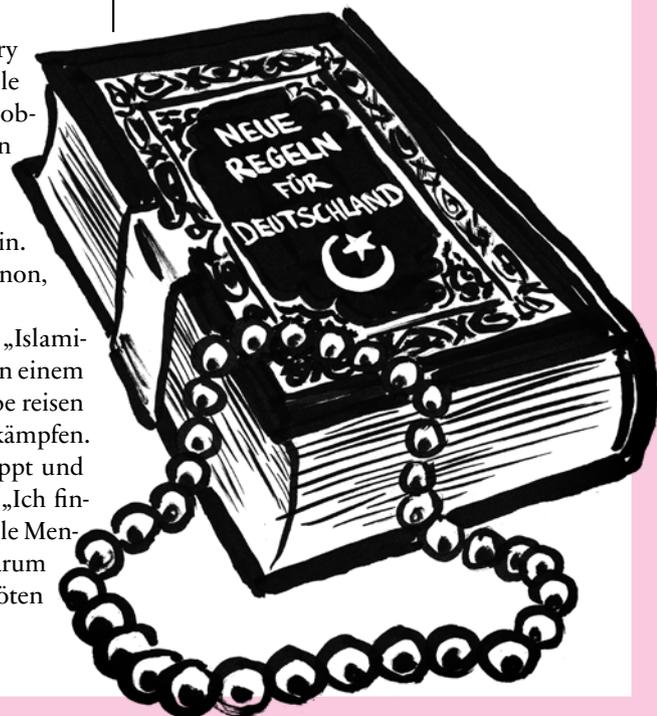
Einwände mag Khoury nicht so gern. Dass auch viele Deutsche kein Auto besitzen, obwohl sie arbeiten, ist für ihn kein Gegenargument. „Hier bin ich immer nur Ausländer, obwohl ich in Deutschland geboren bin. Dabei war ich noch nie im Libanon, wo meine Eltern herkommen.“

Angesprochen auf den „Islamischen Staat“, erzählt Khoury von einem Bekannten, der nach Syrien habe reisen wollen, um dort für den IS zu kämpfen. Er sei aber in der Türkei gestoppt und nach Hause geschickt worden. „Ich finde es nicht gut, dass der IS so viele Menschen tötet, aber ich verstehe, warum die das machen. Die USA töten

schließlich auch viele Menschen, noch mehr als der IS.“

Auf die Frage nach seinem Auskommen reagiert Khoury ausweichend. Er suche gerade etwas Neues. Zuvor habe er Pakete ausgetragen. Auf keinen Fall werde er bei McDonald's arbeiten. „Ein Freund von mir sagt immer: ‚Diese Drecksarbeit, damit bist du da, wo sie dich haben wollen!‘“

An der Bushaltestelle laufen Mädchen vorbei, sie lachen laut. „Ich bin dafür, dass in Deutschland strenge Regeln gelten“, sagt Khoury. Er macht eine Pause und sagt: „Ich weiß nicht, ob jede Frau immer Kopftuch tragen muss. Aber Respekt vor dem Mann haben, das muss jede Frau.“ Am Kotti wird es mit jeder Minute voller, lauter, bunter. Khoury entschuldigt sich. Er müsse jetzt los. ←



Saubba!

„Mia san mia“ heißt der Wahlspruch der Bayern, und schon wegen dieser Einteilung in „wir“ und „die anderen“ wollte ich kein Bayer sein. Aber dann hat sie mich doch gepackt, die Magie des Regionalen. Ein Geständnis

von Josef Wirnshofer

→ Ich wollte in Bayern schon nicht zur Welt kommen. Die Ärzte im Klinikum Traunstein mussten mich deshalb per Kaiserschnitt aus dem Bauch meiner Mutter holen. Alles Verkeilen, alles Querstellen war umsonst: Ich sollte als Bayer geboren werden, genauer: als Oberbayer aus dem Südosten der schwarzen, krachledernen Provinz.

Meine ganze Jugend über habe ich mich dafür geschämt. Denn Bayern, dachte ich, das ist Traditionalismus und Frömmigkeit. Eine Welt zwischen Stammtisch und Herrgottswinkel. Obendrein heiße ich auch noch Josef, urbiblisch und in vierter Generation. Mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater, alles Josefs.

Es ist nicht so, als hätte ich Bayern keine Chance gegeben. Im Gegenteil: Ich habe fast jede Station mitgenommen, die zu einer bayerischen Dorfjugend gehört: Selbstverständlich war ich im Fußballverein. Natürlich bin ich zur Kommunion gegangen, mit 13 Jahren habe ich mich auch firmen lassen. Gehörte sich so. Genauso, wie es sich gehörte, mit 14 der Freiwilligen Feuerwehr beizutreten. Sogar in einer Trachtenkapelle habe ich gespielt, bin jeden Sonntag in Lederhose aus dem Haus gegangen.

Ich hatte also allen Grund, mich hyperbayerisch zu fühlen. Trotzdem konnte ich mich mit meiner Umgebung nicht identifizieren. Warum, das weiß ich gar nicht so genau. Ich weiß nur, dass ich dem Maibaumaufstellen oder dem Faschingszug nicht wochenlang entgegengefeibert habe. Dass mir die Berge und die Seen, dieser ganze Naturporno, ziemlich egal waren. Und dass mich irritiert hat, was bis heute in der Kern-DNA der Bayern gespeichert ist: die Aufteilung der Welt in Bayern und Nichtbayern. In Hiesige und Dasige, „wir“ und „die anderen“.

Alles, nur kein Preuße

Das ging schon vor der Haustür los. Auf der einen Seite unser Dorf, 1.000 Einwohner, ein Kaff. Auf der anderen Seite die Stadt, Traunstein, nur vier Kilometer weiter, auch nicht gerade mondän. Trotzdem: Wer aus Traunstein kam und hochdeutsch sprach, dem hat man im Dorf das Etikett „Preuße“ verpasst. Paul zum Beispiel, mein bester Freund während der Schulzeit: ein Preuße, einer, der „nach der Schrift redet“. Warum man das betonen muss, habe ich nicht verstanden. Wie ich auch das Trara nie verstanden habe, wenn neue Leute ins Dorf gezogen sind. Zugezogene: suspekt. Wenn sie dann noch kein Bairisch gesprochen haben: erst recht suspekt.

Irgendwann wurde mir das zu viel. Der Brauchtumskram, das Nachbarschaftsgedöns, all das, was ich für „das Bayerische“ hielt. Ich stand kurz vor der Oberstufe am Gymnasium. Männer in Lederhosen waren für mich inzwischen Befürworter autoritärer Strukturen. Also bin ich aus der Trachtenkapelle ausgestiegen, aus dem Fußballverein, aus der Feuerwehr.

Eine Riesengaudi für Bayern-Hasser, die gleichzeitig beweist, dass Bayern ziemlich selbstironisch sein können:
Wurfbude auf dem Oktoberfest



Nr. 61, Thema: Identität

Habe mich in alle möglichen Winkel der Popkultur verkrochen, mir die Haare wachsen lassen und unmögliche Klamotten getragen. Die Reaktion im Dorf: irritiert. Man muss nicht jeden Scheiß mitmachen – den Satz habe ich sehr oft gehört.

Ich wollte längst weg, nach dem Abitur konnte ich dann. Aber Bayern hat mich verfolgt. Egal, wo ich neue Leute kennengelernt habe, Berlin, Hamburg, Mannheim, nach ein paar Minuten kam immer: „Du bist aber nicht von hier.“ Freilich, mein rollendes „R“ hatte mich nach dreieinhalb Wörtern veratet. Ich war aufgefliegen. Und weil Bayern so eine knallige Bildsprache hat – Brezen, Maßkrüge und Dirndl kennt jeder –, schob mein Gegenüber meistens noch ein paar Stichwörter hinterher: das Oktoberfest, der FC Bayern, die weißblaue Assoziationskette halt.

Vom vergeblichen Versuch, das rollende „R“ zu unterdrücken

Am liebsten hätte ich mein Bayer-Sein abgelegt. Nächster Versuch: Ich habe darauf geachtet, „nich“ statt „nicht“ zu sagen, „wichtig“ statt „wichtig“. Spätestens bei meinem rollenden „R“ habe ich gemerkt, wie behämmert das Gurgeln klingt, das ich alternativ parat hatte. Den Rest habe ich auch schnell wieder sein lassen.

Ich war schon über 20, hatte schon ein, zwei Semester studiert, als ich mich manchmal noch bei dem Gedanken erwischte, dass es doch großartig sein muss, wenn man Bre-

mer ist. Oder Hannoveraner, Dortmunder, irgendwas nördlich von Hof. Aber ich kam nicht drum rum: Bayern und ich, das sollte so bleiben.

Ungefähr zur selben Zeit lernte ich ein Bayern kennen, das mir im Dorf nicht begegnet ist. Ein Freund hatte mir von den Regisseuren Rainer Werner Fassbinder und Herbert Achternbusch erzählt. Nachdem ich ein paar ihrer Filme gesehen hatte, „Faustrecht der Freiheit“ von Fassbinder oder Achternbuschs „Das Gespenst“, habe ich einen bedenklichen Teil meines Grundstudiums nur noch damit verbracht, mich in ihr Werk hineinzuerden. War fasziniert von dem anarchischen Bayern, das sie verkörpern. Habe die Vorgarten-Bürgerlichkeit erkannt, die sie in ihren Filmen hopsnehmen, die doppelbödi-ge Frömmigkeit und die bayerische Arroganz. Habe verstanden, dass auch Fassbinder und Achternbusch Bayern sind. Als ich dann noch erfahren habe, dass der Filmemacher Werner Herzog in Sachrang aufgewachsen ist, nicht allzu weit von Traunstein, dachte ich: Vielleicht doch nicht so schlimm, von hier zu kommen.

Bayerischer, als ich mir eingestanden habe

Dass es in Bayern auch widerborstige Typen gibt, hat mich beruhigt. Nach und nach habe ich mir eingestanden, dass ich viel bayerischer bin, als ich zugeben wollte. Vor allem in der Sprache. Ein Beispiel: Fluchen im Straßenverkehr. Ich nenne andere Autofahrer nicht „Idioten“. Bei mir sind es „Rindviecher“ oder „Hornochsen“. Überhaupt, der Dialekt: Sosehr ich zwischendurch versucht habe, meine Sprache zu verstellen, am wohlsten fühle ich mich, wenn ich Bairisch spreche. Vor Freunden von früher sowieso. Vor Arbeitskollegen oder Mitbewohnern rutsche ich mittlerweile auch manchmal ins Bairische. Meistens dann, wenn ich sie besser kenne, wenn ich merke, dass ich ihnen vertraue.

Vielleicht musste ich nur lange genug von zu Hause weg sein, nur genug Filme von Regisseuren sehen, denen es selbst zu eng war zwischen Stammtisch und Herrgottswinkel. Knapp zehn Jahre nachdem ich aus meinem Dorf weggezogen bin, finde ich es jedenfalls sehr okay, Bayer zu sein. Sogar mit meinem Namen habe ich Frieden geschlossen. Jedes Jahr zum Namenstag mit Vater und Großvater telefonieren: hat auch was. Macht man eh zu selten. Nur Lederhosen trage ich bis heute nicht. Sind mir immer noch zu sehr Statement. Außerdem stehen sie mir nicht, und überhaupt: Man muss nicht jeden Scheiß mitmachen. ←





Kann weg

Ein Name kann eine Last sein, besonders wenn er zu Vorurteilen führt.

Mohamad bekam nur schwer einen Job, manche Kunden wollten sich nicht von ihm bedienen lassen, und der Pizzabote erzählte ihm am Telefon, was er essen dürfe und was nicht. Irgendwann hatte er es satt und wechselte seinen Namen

Von Kathrin Hollmer

→ In seinem früheren Leben hatte der Friseur Ari Dillmann, 39, viele Namen: Mohamad Khidir-Mohamad stand in seinem Personalausweis, im Salon am Kurfürstenplatz in München hieß er Alex, im Olympia-Einkaufszentrum Martin und in der Rosenheimer Straße Marco. Beim Online-Dating nannte er sich Robin. „Mit einem, der Mohamad heißt, will keine Frau in Deutschland Kaffee trinken gehen“, sagt Ari Dillmann.

Nun steht Ari Dillmann in seinem eigenen Laden, den er vor Kurzem eröffnet hat. Graue Stoffhose, schwarzes Hemd, braune Lederschuhe, dazu Dreitagebart und eine schwarze Brille mit abgerundeten Ecken. Aus der Gürteltasche nimmt er eine Schere, zieht eine Haarsträhne zwischen Mittel- und Zeigefinger in die Länge. „Nur die Spitzen, Ari“, sagt der letzte Kunde an diesem Tag. Ari Dillmann lächelt. Wie immer, wenn jemand seinen neuen Namen sagt.

Seit ein paar Monaten heißt er offiziell Ari Dillmann. „Der Name Mohamad ist wie eine Handbremse“, sagt er. Eine Handbremse, die ihm das Vorankommen erschwerte. Als er sich um einen Job bewarb, wurde er nur zu wenigen Vorstellungsgesprächen eingeladen. In den Salons, in denen er schließlich arbeitete, wollten sich manche Kunden nicht von ihm bedienen lassen. Und wenn er beim Lieferservice eine Pizza mit Schinken bestellte, bekam er als Antwort: „Die können Sie nicht bestellen, Sie sind doch Moslem.“

Irgendwann stellte er sich nur noch mit den Worten vor: „Ich heiße leider Mohamad. Entschuldigung, ich kann nichts dafür.“

„Es ist wie bei einem Boxer, der immer wieder Schläge kriegt. Irgendwann gewöhnt er sich an den Schmerz“, sagt Ari Dillmann. Das Problem war, dass er nicht der Einzige war, der litt. Vor acht Jahren kam seine erste Tochter zur Welt. In die Unterlagen für die Geburtsurkunde trug er nur den Nachnamen Khidir ein. Als die Urkunde ein paar Wochen später zurückkam, stand dennoch auch Mohamad darin. Später, als seine beiden Töchter im Kindergarten Weihnachtslieder mitsingen wollten, sagte die Erzieherin zu ihnen: „Ihr feiert doch kein Weihnachten.“

Manche Menschen ändern ihr Geschlecht, weil sie sich im falschen Körper fühlen, andere konvertieren, weil sie nicht mit dem Glauben ihrer Eltern leben wollen. Bei Ari Dillmann ist es der Name, mit dem er sich nie identifizieren konnte. „Mohamad wird entweder als Prophet oder als Kriegsführer verehrt“, sagt er. „Mit beidem will ich nichts zu tun haben.“ Als er vor acht Jahren zum ersten Mal auf dem Standesamt eine Namensänderung beantragte, fragte er den skeptischen Sachbearbeiter: „Würden Sie Jesus heißen wollen?“

Nach Paragraph 3 des Namensänderungsgesetzes darf ein Familienname geändert werden, wenn ein wichtiger Grund die Änderung rechtfertigt: wenn man bedroht wird und seine Identität ändern muss, bei Missbrauch innerhalb der Familie, um nicht den Namen des Täters tragen zu müssen, wenn ein Name lächerlich oder anstößig ist, bei einer umständlichen Schreibweise oder einem sehr langen Namen. Auch Sammelnamen wie Müller und Meier kann man abgeben. Aber auch, dass man sich nach der Einbürgerung einen unauffälligeren Namen wünscht, gehört (in München) zu den Gründen, die

eine Namensänderung rechtfertigen. Ari Dillmann fand es nur fair, einen Namen zu ändern, der ihm sein Leben ziemlich schwer gemacht hat – zumindest das Leben, das er führte, seit er in den Neunzigern vom Irak erst in die Schweiz und dann nach Deutschland zog.

Die erste Hürde war, dass man bei deutschen Behörden nur mit einem deutschen Pass seinen Namen ändern darf. Ari wurde am 4. November 2008 eingebürgert, danach hätte das Namensänderungsverfahren der Stadt München die üblichen acht bis zehn Wochen dauern sollen, doch er brauchte fast acht Jahre, um seinen alten Namen loszuwerden.

Zunächst ließ man ihn fälschlicherweise wissen, dass er nur seinen Vornamen ändern könne, aber dann wäre ja immer noch ein Mohamad übrig gewesen. Ari glaubte dem Sachbearbeiter, bis ihm ein Kunde auf dem Friseurstuhl von Willy Brandt erzählte. Der ehemalige Bundeskanzler wurde als Herbert Ernst Karl Frahm geboren. Willy Brandt war sein Deckname, den er sich für seine Arbeit im Widerstand gegen die Nationalsozialisten bei seiner Emigration nach Norwegen gegeben hatte und nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1949 offiziell anerkennen ließ. Ari Dillmann recherchierte im Internet, druckte Gesetzesauszüge aus und ging mit einem Stapel Dokumente zum Standesamt. Dort legte er ein Gutachten vor, das

„Ich heiße leider Mohamad. Entschuldigung, ich kann nichts dafür“

seine Belastung durch den Namen bestätigte, außerdem ein polizeiliches Führungszeugnis und eine Schufa-Auskunft. Denn niemand soll sich durch eine Namensänderung vor der Polizei oder Gläubigern verstecken können.

Trotzdem verzögerte sich der Prozess – manchmal, weil er wieder mal von den Ämtern weggeschickt wurde, manchmal auch aus eigenem Verschulden. Mal hatte er zu viel Arbeit, mal konnte er sich mit seiner Frau, von der er getrennt lebt, nicht einigen, ob die Kinder mit ihm umbenannt werden sollen. Ende 2015 engagierte er schließlich einen Anwalt, mit dem er ein weiteres Begründungsschreiben formulierte. Die Unterlagen brachte er selbst zum Standesamt, aus Angst, dass sie bei der Post verloren gehen.

Ari erinnert sich noch gut an den Tag, an dem er erfuhr, dass er nach acht Jahren endlich einen neuen Namen hat. Er war zu Besuch bei seinen drei Brüdern in Zürich. Als ihn sein Anwalt anrief, stand er gerade vor dem Friseursalon seines Bruders und sank auf die Knie. Seine Brüder sahen ihn durch die Schaufensterscheibe und dachten, ihre Mutter sei gestorben.

Am 30. April 2016 wurde aus Mohamad Khidir-Mohamad Ari Dillmann. Und zum ersten Mal in seinem Leben kann er seinen Namen nicht oft genug hören. „Hallo, Herr Dillmann, wie können wir Ihnen helfen?“, heißt es beim Pizzaservice. „Gleich kommt der Chef, Herr Dillmann“ in der Bank. „Gute Fahrt, Herr Dillmann“ im Fernbus. „Guten Morgen, Ari“ auf Facebook, wo er sich erst mit seinem neuen Namen angemeldet hat.

Seine Frau hat ihren Namen behalten, die beiden Töchter, die an den Wochenenden bei ihm leben, heißen auch Dillmann und hätten sich gleich an den neuen Namen gewöhnt. Nur Ari Dillmanns Mutter, die auch in Deutschland lebt, redet seit der Namensänderung nicht mehr mit ihm. „Sie ist sehr traditionell und versteht nicht, warum ich den Familiennamen aufgegeben habe.“

Dabei hat der neue Name durchaus Tradition. Wer seinen Namen ändern darf, ist in der Wahl des neuen frei. Dillmann ist eine Abwandlung der iranischen Stadt Deylaman, aus der Ari Dillmanns Urgroßvater stammt. „Deylaman kann man leicht verdeutschen, und der Name hat mit meiner Familie zu tun“, sagt Ari. Außerdem gefalle ihm die Bedeutung: „Dill‘ heißt ‚Herz‘ und ‚mann‘ bedeutet ‚ich‘. Also: mein Herz.“

Dabei hat der neue Name durchaus Tradition. Wer seinen Namen ändern darf, ist in der Wahl des neuen frei. Dillmann ist eine Abwandlung der iranischen Stadt Deylaman, aus der Ari Dillmanns Urgroßvater stammt. „Deylaman kann man leicht verdeutschen, und der Name hat mit meiner Familie zu tun“, sagt Ari. Außerdem gefalle ihm die Bedeutung: „Dill‘ heißt ‚Herz‘ und ‚mann‘ bedeutet ‚ich‘. Also: mein Herz.“

Ari wiederum sei ein kurdischer Name, er bedeute Helfer. „Ich schaue nicht aus wie ein Thomas oder Michael, da würden die Leute nur wieder nach meinem Ausweis fragen, weil sie es mir nicht glauben.“ ←



KATHRIN HOLLMER

schreibt nicht nur gern, sie kocht auch mit Leidenschaft.
Sie ist außerdem: Weltraumforscherin, Münchnerin und
Expertin für Dirndl

Diese Ossis

Die Ostdeutschen als die ewig Anderen: Daniel Kubiak hat mit jungen Erwachsenen aus den neuen Bundesländern darüber gesprochen, ob sie sich ostdeutsch fühlen

→ Ostdeutsche bekommen in den Medien regelmäßig große Aufmerksamkeit. Werden in Frankfurt an der Oder Babys durch ihre Mutter ermordet und in Blumenkästen verscharrt, wird versucht, das mit dem Ostdeutschsein der Mutter zu erklären. Erhält die AfD in Mecklenburg-Vorpommern rund sechs Prozent mehr als in Baden-Württemberg, wird das durch das Ostdeutschsein der Wählenden erklärt. Prügeln sich Fans von Dynamo Dresden mal wieder durch einen Regionalzug, wird das durch das Ostdeutschsein der Fans erklärt. Diese Erklärungen funktionieren erstaunlicherweise schon seit mehr als 27 Jahren, seit dem Mauerfall. Es scheint, als diene der deutsche Osten

seit 1990, als die DDR unterging, im Westen als Projektionsfläche für das „Anderere“.

In der postkolonialen Theorie erklärt man solche Zuschreibungen durch das Konzept des „Othering“: Man definiert sich als Gruppe, indem man sich von anderen Gruppen abgrenzt. Die anderen Menschen dienen zur Beschreibung von all dem, was man selbst nicht ist. Das „Othering“ gab es in Bezug auf Ostdeutschland schon vor der Wiedervereinigung. Das Rechtssystem der DDR diente in Westdeutschland als Unrechtsbeispiel, um das eigene Rechtssystem als das erfolgreichere, bessere und gerechtere darstellen zu können.

Interessant ist auch, dass bei Kindsmörderinnen wie etwa zuletzt in Bayern eher die individuellen Gründe bei der Mutter gesucht werden. Ihr Westdeutschsein scheint hier keine Rolle zu spielen. Denn das ist nichts Besonderes, es weicht nicht von der Norm ab. Und die Norm ist westdeutsch, weiß, heterosexuell und bürgerlich. Ostdeutsch ist anders.

Ein wichtiger Aspekt von Identität ist immer Differenz und weniger Gleichheit. „Wir wissen immer sehr genau, wer wir gerade nicht sind“, sagt der Soziologe Harald Welzer. Und so weiß man eben am besten, was deutsch ist, wenn man darüber nachdenkt, was es nicht ist. Und deswegen ist es sehr viel leichter zu sagen, was Ostdeutsche nicht sind, als was sie denn tatsächlich sind.



Das meiste von dem oben Beschriebenen trifft nämlich auf die Mehrheit der Ostdeutschen nicht zu.

Was bedeutet „Identität“? Noch spezifischer: Was bedeutet „ostdeutsche“ und „westdeutsche“ Identität? Wenn man darüber mit jungen Erwachsenen im Alter zwischen 20 und 25 Jahren aus ost- und westdeutschen Großstädten diskutiert, kommt man der Funktionsweise des „Othering“ auf die Spur. Es wäre eigentlich vorstellbar, dass Ostdeutschsein nicht mehr mit der DDR verbunden wird, wenn man nicht selbst in diesem Staat gelebt hat. Aber das Verständnis von Ostdeutschland wird von den Eltern

und deren Erfahrungen mit der DDR und der Wiedervereinigung geprägt. Vor allem die Abwertung der DDR-Lebensläufe und das Hinterfragen der politischen Einstellungen der Eltern wirkt auf die Kinder nach. Sie nehmen ihre Eltern als schwach wahr, wo sie sich eigentlich Orientierung erhoffen.

Zudem berichten die jungen Erwachsenen von Abwertungserfahrungen durch die öffentliche Darstellung von „Ostdeutschen“: Witze über Ossis, pauschale Verurteilungen als Kindermörderinnen, latent rechts wählend und mit einem Hang zum Hooliganismus. In diesen Momenten der Entwertung ihrer eigenen Herkunft nehmen sich selbst diejenigen, für die Ostdeutschsein sonst nur eine kleine oder gar keine Rolle

spielt, als „Ostdeutsche“ wahr. Denn so wie die Ossis in einigen Medien dargestellt werden, so sind sie nicht, und sie solidarisieren sich mit der behaupteten sozialen Gruppe, die abgewertet wird.

Wir wissen vor allem viel besser, wer wir sind, wenn wir unsere Erfahrungen mit anderen vergleichen und die Unterschiede erkennen und wertschätzen. Wenn diese Unterschiede dann in der öffentlichen Diskussion Anerkennung finden, dann fällt es leichter zu sagen, wer

wir sind, ohne damit gleich als nicht mehr dazugehörig wahrgenommen zu werden. Dazu müssen die Erfahrungen der vermeintlich „Anderen“ aber auch gehört werden. Die Kategorie „ostdeutsch“ wäre dann nur noch ein Teil eines großen Mosaiks, das wir Identität nennen können. ←

DANIEL KUBIAK

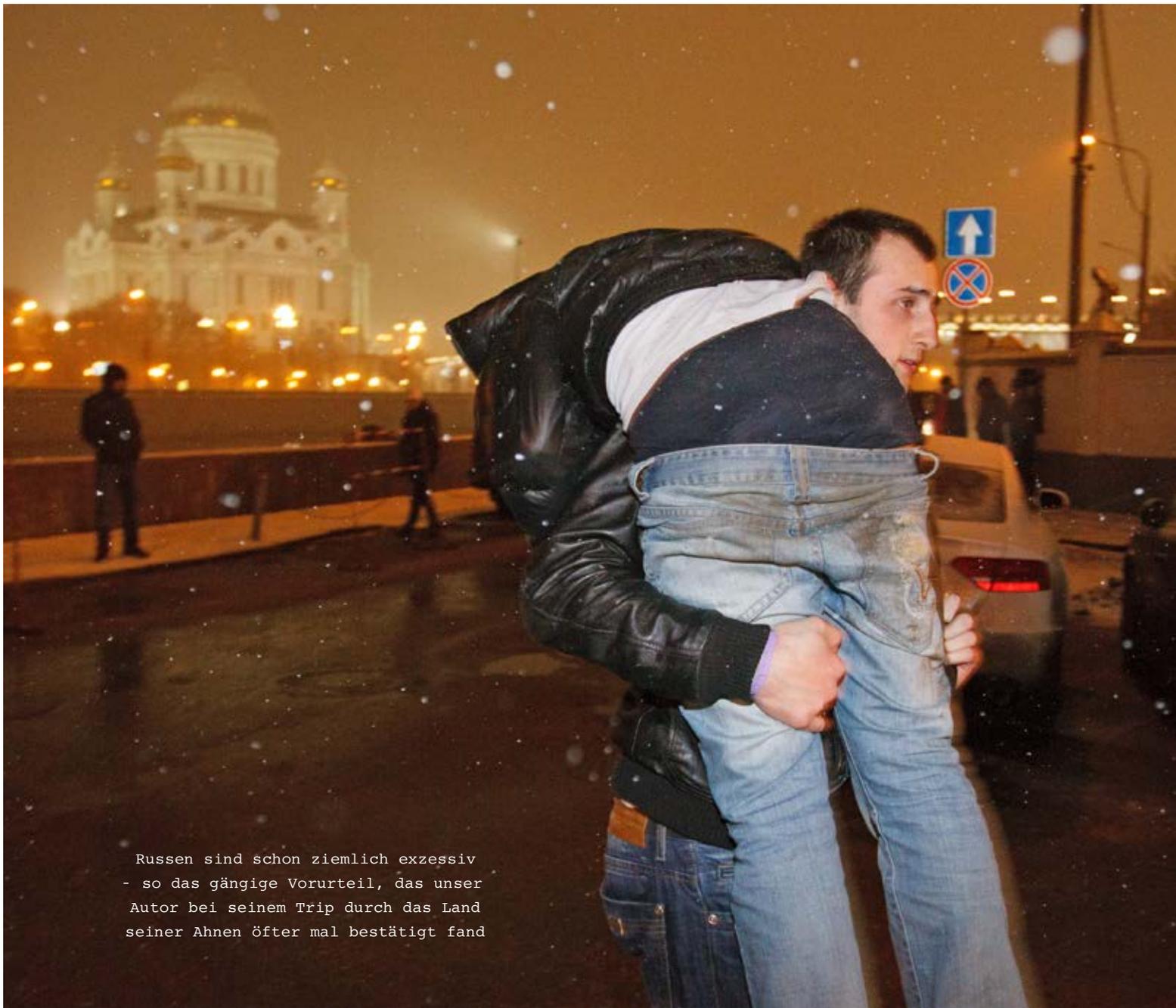
forscht an der Humboldt-Universität Berlin zu Identitäts- und Othering-Prozessen von jungen Deutschen

Das ist aber

Ich war mal Russe. Früher.
Also vor einiger Zeit.
Danach wurde es kompliziert.
Über die Geister der Vergangenheit

Von Nik Afanasjew

seltsam



Russen sind schon ziemlich exzessiv
- so das gängige Vorurteil, das unser
Autor bei seinem Trip durch das Land
seiner Ahnen öfter mal bestätigt fand

→ Im Sommer dieses Jahres saß ich in Russland in einem Zug einer älteren Frau gegenüber. Draußen zog das Land vorbei, in dem ich geboren wurde. Mein Russland? Ich weiß nicht. Das letzte Sonnenlicht fiel seitlich auf das Gesicht der Frau, während sie mir mit giftiger Stimme zuraunte: „Bei uns war alles gut, bis ihr Deutschen mit euren Sanktionen kamt. Ihr habt uns alles kaputt gemacht!“

Da musste ich dann wieder dran denken, dass ich doch auch irgendwie Russe bin oder war ...

Um die Fakten klarzukriegen: Ich bin 1982 in der Sowjetunion geboren. Meine Mutter kommt aus einer deutschstämmigen Familie, die einstmals auf der Suche nach einem besseren Leben aus Preußen in eine Gegend ausgewandert ist, die in der heutigen Ukraine liegt. Von dort wurde diese Familie einige Generationen später, zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, sehr blutig vertrieben. Die Überlebenden landeten in Tscheljabinsk im Ural, wo meine Mutter meinen russischen Vater kennenlernte und ich geboren wurde. 1993 wanderten wir nach Deutschland aus.

Meine Großeltern mütterlicherseits und meine Mutter nannten es „Rückkehr“, auch wenn manche von ihnen Deutschland nie zuvor betreten hatten. Für meinen Vater war es eine Reise auf einen anderen Planeten. Für mich als elfjähriges Kind war es ein Abenteuer.

Das Land, aus dem wir fortgingen, hatte eine gespaltene Persönlichkeit. Die Menschen hatten noch die Sowjetzeit in den Knochen, wo weltweite Solidarität mit der Arbeiterklasse propagiert wurde, aber in den Ausweisen neben der „Staatsangehörigkeit“ noch eine „Nationalität“ angegeben wurde. Bei meiner Mutter war diese Nationalität: deutsch. Manche Karriereleute waren damit verbaut.

1993 liefen viele Jugendliche in Russland mit USA-T-Shirts umher. Doch auch Nationalpatrioten sammelten sich, die russische Trikolore kam auf. Manche wollten die Sowjetunion zurück, andere den Zaren, viele einfach nur Dollars. Und ich landete in Deutschland, das gerade die Wende und die rassistischen Anschläge von Hoyerswerda, Rostock-Lichtenhagen und Mölln verarbeitet. Was und wer deutsch war, schien

so recht keiner zu wissen. Such dich mal selbst auf einem Schiff ohne Kompass.

Ich versuchte, mich anzupassen. Allerdings verweigerte ich eine Namensänderung, aus irgendeinem kindlichen Trotz. Ich wollte nicht Nikolas Kerber heißen – Kerber ist der Mädchenna- me meiner Mutter –, wie mir von einem sicher wohlgesinnten Beamten nahe- gelegt wurde. Es blieb bei Nikita Afanasjew. Mit diesem Namen machst du nicht einen auf deutsch. Ich kürzte später ab, auf Nik. Klingt auch nicht deutsch, aber etwas weniger fremd. Meine ganz eigene Schizophrenie.

Meine Eltern redeten weiter auf Russisch miteinander, aber nicht normal, zumindest auf der Straße: Sie flüsterten. Ich hasste diesen Flüs- tertönen. Mussten wir uns schämen oder was?

Wir lebten im Ruhrgebiet, ich spielte Fußball. In einer Saison waren 15 von 20 Spie- lern im Kader Türken. Einer von denen stellte mich mal zur Rede: „Warum bist du Scheißrusse auf Gymnasium? Bist du doch Kanacke!“

Ich selbst verlor nach und nach meinen Akzent und löste mich so als Einwanderer auf. Ich wurde damit nicht einfach Deutscher, das merkte ich in den Du-sprichst-aber-gut-Deutsch- Aussagen von Erwachsenen, in der wenig ausge- prägten Begeisterung von Eltern, wenn sie merkten, mit wem ihre Tochter abhängt. Ich war kein Russe und kein Deutscher und kam in ein Alter, in dem mir das bewusst wurde. Ich wurde – nach meiner selbst gewählten Zuschreibung – Welt- bürger.

Als Jugendlicher nötigst einen erst so etwas wie ein Um- zug in ein anderes Land, sich über nationale Zugehörigkeit und Identität zu verständigen. Wer einfach nur als Teil der Mehr- heitsgesellschaft aufwächst, im Normal-null-Zustand, hat es einfach. Wobei auch ich es mir mit meinem Weltbürgertum einfach machte. Ich wollte nicht dies sein und nicht das, nicht Russe und Deutscher, keine „hybride Identität“, sondern nichts von alledem. Ich war halt jung.

Ironischerweise brachten mich erst die Reisen in jene Welt, in der ich angeblich ja beheimatet war, zu mehr Einsicht. Denn im fernen Ausland wird die eigene Identität nicht mehr so sehr durch Selbstzuschreibung definiert, sondern durch Fremdzuschreibung. In Afrika war ich halt zuallererst Europäer, egal, welche kosmopolitischen Konstrukte ich mir aufgebaut zu haben glaubte. Sich aus der ganzen Identitätsdebatte herauszu- halten erscheint irgendwann nicht mehr clever, sondern feige.

2012, als Putin als Präsident zurückkehrte, beschleunig- te sich der neue Ost-West-Konflikt, ich schrieb als Journalist darüber, ich stritt mit meinem Vater über die Krim – mein

Nachdem ich wochenlang in Russland war, wusste ich endlich, was ich bin: deutscher Weltbürger russischer Herkunft

Geburtsland war wieder da. Mein Mitbewoh- ner sagte mir mal während des Ukraine- Konflikts, als ich ganze Tage mit Debatten darüber zubrachte: „Du kannst den Russen aus Russland holen, aber nicht Russland aus dem Russen.“ Es stimmte schon, aus irgend- einem Grund konnte ich mich der Frage danach, wer ich bin, nicht mehr verweigern.

Im Frühjahr 2016 machte mich der Osten dann zum ersten Mal ultimativ zum Deutschen. Ich war für eine Reportage in

Tschernobyl, unweit des havarierten Kraftwerks. Dort lebte ein Einsiedler, der bereit war, mit Journalisten zu reden, nur Deut- sche würde er leider hassen. Weltkriegserfahrung, da könne man nichts machen, erklärte mein Kontaktmann vor Ort. Ich schaute daraufhin bedauernd zu dem deutschen Fotografen, der mit dabei war, da er wohl leider draußen bleiben musste, bis mein Kontaktmann mich aufhielt und sagte: „Du verstehst nicht. Du kannst nicht mit.“

Ich spreche Russisch ohne Akzent, in der globalisierten Welt tragen alle die gleichen Klamotten und Frisuren, aber ... trotzdem bin ich nicht mehr im Club.

Ich fuhr in diesem Sommer lange durch Russland. Nicht nur die Erfahrung mit der Frau im Zug, die mich als „Deut- schen“ ja indirekt für ihr schweres Leben verantwortlich machte, ließ mich etwas germanisiert zurück. In Deutschland sagen mir Freunde, wenn ich mich im Auto nicht anschnalle: „Ja, bist halt Russe.“ In Russland hoffte ich nun in dieser Frage auf lauter Gleichgesinnte. Endlich. Und sah dann, dass auch Klein- kinder regelmäßig nicht angeschnallt werden.

Einmal wies ich einen Mann darauf hin, dass unser Auto so gut wie kein Reifenprofil und mehr oder weniger keine Bremsen hat, vielleicht sollte er seinen einjährigen Sohn auf dieser regennassen Straße doch lieber ... Er war sehr irritiert, schüttelte nur seinen Kopf und sagte: „Diese Deutschen!“

Am meisten aber werde ich zum Westler, wenn ich die deutsche Flüchtlingspolitik oder allgemein eine freiheitliche Gesellschaft verteidige. In Deutschland wird oft kritisiert, dass Menschen nicht per eigener Entscheidung zu Einheimischen werden können. Im Gegensatz zu den USA, wo das Bekenntnis zu Land und Verfassung ausreicht, um in den Augen der US- Amerikaner zu ihnen zu gehören. In Russland aber funktioniert diese Sache mit der eigenen Entscheidung zumindest in Nega- tivform: Wer nicht für die aktuell vom Kreml verfolgte Politik ist, ist draußen.

Es war angenehmer, sich gar nicht zu der Frage nach der nationalen Identität zu verhalten, nichts zu sein und damit alles. Heute mache ich das nicht mehr. Wenn ich mich auf eine Formel festlegen will, selbst zugeschrieben, dann lautet sie: deutscher Weltbürger russischer Herkunft. Klingt jetzt auch nicht einfach. Muss es aber auch nicht. ←

NIK AFANASJEW

**ist außerdem ein passionierter Schachspieler und
Langstreckenautofahrer**

ALLES, WAS DICH AUSMACHT

EINE AUSWAHL VERSCHIEDENER ANSÄTZE, DIE ERKLÄREN, WIE WIR PSYCHOLOGISCHER WIR SELBST WERDEN

Recherche: Larina Jirnis & Natasha Posheni
Illustration: Jacobil Normby

FRÜHE EMOTIONALE BINDUNGEN SIND EIN WICHTIGER BESTANDTEIL DER MENSCHLICHEN NATUR

John Bowlby (1907-1990), britischer Psychoanalytiker

— DIE ERSTE BINDUNG BESITZT EINE BESONDERE WICHTIGKEIT, WEIL SIE EINFLUSS AUF ALLE SPÄTEREN BINDUNGEN HAT. VERTAUVEN WIR ANDEREN? FÜHLEN WIR UNS SICHER? HALTEN WIR UNS SELBST FÜR WERTVOLL? NOCH IMMER WIRD

ERFORSCHT, INWIEWEIT DIE BINDUNGSMUSTER ZWISCHEN ELTERN UND KINDERN UNSERE SPÄTEREN LIEBESBEZIEHUNGEN BEEINFLUSSEN.

WIR WERDEN ERST DURCH ANDERE WIR SELBST

Lew Wygotzki (1896-1934), sowjetischer Psychologe

DIE ADOLESCENZ IST EINE NEUGEBURT

G. Stanley Hall (1846-1924), US-amerikanischer Psychologe

— DIE ZEIT, IN DER AUS KINDERN ERWACHSENE WERDEN, BESCHREIBT HALL ALS EINE, IN DER DIE GEGENSÄTZE DER MENSCHLICHEN SEELE MITEINANDER UM VORHERSCHAFT RINGEN. EUPHORIE UND NIEDERGESCHLAGENHEIT, WOHL- UND FEHLVERHALTEN, SEHNSUCHT NACH ALLEINSEIN UND NACH GRUPPENZUGEHÖRIGKEIT.

DAS ENDE DER ADOLESCENZ KANN ZU EINEM EINHEITLICHEN SELBSTGEFÜHL, DER ICH-IDENTITÄT, FÜHREN ODER AUCH ZU EINER IDENTITÄTSKRISE.

JEDE PERSÖNLICHKEIT ENTWICKELT SICH NACH EINEM GRUNDPLAN

Erik L. Erikson (1902-1994), US-amerikanischer Psychologe





Kinderpsychologie-analyse

—NACH ERIKSON ENTWICKELT SICH DIE MENSCHLICHE PERSÖNLICHKEIT IN ACHT PHASEN VON DER GEBURT BIS ZUM TOD. JEDE PHASE BEINHALTET KONFLIKTE, DIE WIR BEWÄLTIGEN MÜSSEN: KANN ICH MICH ZUM BEISPIEL IM UNTERRICHT ERFOLGREICH EINBRINGEN, ODER ERLEBE ICH MISERFOLGE? MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE KÖNNEN DIE FOLGE SEIN.

JEDE THEORIE, WELCHE DIE PERSÖNLICHKEIT ALS STABIL, ALS FEST UND UNVERÄNDERLICH BETRACHTET, IST FALSCH

Gordon Allport (1897-1967),

US-amerikanischer Psychologe

—JEDER MENSCH IST EINZIGARTIG UND DIE VORHERSAGE DES VERHALTENS DES EINZELNEN FAST UNMÖGLICH.

ALLPORT GING DAVON AUS, DASS DIE PERSÖNLICHKEIT SEHR STARK DURCH MENSCHLICHE BEZIEHUNGEN GEFORMT WIRD — ALLERDINGS NICHT AUSSCHLIESSLICH.

PERSÖNLICHKEIT IST EINE KOMPLEXE MISCHUNG AUS MERKMALEN, BEZIEHUNGEN, UMWELTFAKTOREN UND MOTIVATIONEN.

DREI EBENEN
 —DREI EBENEN BEDINGEN DIE MENSCHLICHE ENTWICKLUNG LAUT WYGOTSKI: DIE KULTURELLE, DIE ZWISCHENMENSCHLICHE UND DIE INDIVIDUELLE. BESONDERS WICHTIG IST DIE INTERAKTION MIT ELTERN, LEHRERN UND GLEICHALTRIGEN, DURCH DIE KINDER WERTE UND WISSEN AUFNEHMEN UND VERINNERLICHEN. ERST SO KÖNNEN SICH UNSERE ANGEBORENEN KOGNITIVEN FÄHIGKEITEN ENTFALTEN.

DIE MEISTEN MENSCHLICHEN VERHALTENSWEISEN WERDEN ÜBER MODELLE ERLERNT

Albert Bandura (geb. 1925),

Kanadischer Psychologe

—AUCH FÜR UNSERE GESCHLECHTS-IDENTITÄT IST DAS BEOBACHTEN UND NACHAHMEN ANDERER MENSCHEN, DIE UNS ALS MODELL DIENEN, AUSSCHLAGEBEND. ZUDEM WIRD VERHALTEN, DAS ALS GESCHLECHTSROLLEN-KONFORM GILT, VON ERWACHSENEN OFT POSITIV VERSTÄRKT. SIE BEHANDELN JUNGEN UND MÄDCHEN OFT UNTERSCHIEDLICH UND PROJIZIEREN BEWUSST ODER UNBEWUSST IHRE GESCHLECHTS-ROLLEN-SPEZIFISCHEN ERWARTUNGEN AUF DAS KIND.

BOATENG

BÖSE

LEB

SHAROS

EUROPEISCHE UNION
 BUNDESREPUBLIK
 DEUTSCHLAND
REISEPASS

GRUNDPAN DER ENTWICKLUNG - TEIL 1

TEIL 1

MV

Wie wird man der, der man ist?
Durch die Kränkungen, die man
erlebt, glaubt unser Autor.
Und hat nach vielen Jahren
diejenigen angerufen, die ihm das
Gefühl geraubt haben,
etwas Besonderes zu sein

Von Dirk Gieselmann



way

→ Drei Menschen haben mich auf dem Gewissen. Sie sind schuld, dass aus einem rosigen Kind ein grauer Erwachsener wurde. Und die können heute was erleben: Ich werde sie zur Rede stellen. Die Beweislast ist erdrückend. Der Telefonhörer liegt in meiner Hand wie der Hammer eines Richters.

Der erste Anruf. Ihre Stimme klingt, als trüge sie noch immer geblümete Hosenröcke. Vier Mal hat es geläutet, dreistellige Festnetznummer, dann meldet sie sich mit Namen. Meine alte Klassenlehrerin.

Sie hatte damals ein eigenes Bewertungssystem. Noten lehnte sie ab, stattdessen stand unter den Arbeiten „fein“ oder „leider nicht so gut“, geschrieben mit rotem Kugelschreiber. „In Ordnung“ entsprach einer Drei.

Eines Tages gab ich ihr ein Erinnerungsalbum, in das sich zuvor schon meine Mitschüler eingetragen hatten, die Kategorien lauteten „Lieblingsfarbe“, „Lieblingsbuch“ oder „Was ich einmal werden möchte“. Ihre Antwort lautete: „Weise“.

Ganz unten gab es eine leere Sprechblase, über der „Was ich Dir immer schon mal sagen wollte“ stand. Mit großer Spannung erwartete ich die Geständnisse der Mädchen aus meiner Klasse. Die Lehrerin indes schrieb mit ihrem roten Kugelschreiber hinein: „Du bist in Ordnung.“

„Guten Abend, hier spricht Dirk Gieselmann.“

„Bitte, wer?“

„Ich war Ihr Schüler von 1989 bis 1991.“

„Wie war noch gleich Ihr Name?“

„Gieselmann, Dirk. Klasse 5 a und 6 a.“

„Hm. Ja. Dirk. Kann sein. Warum rufen Sie mich an?“

„Ich rufe Sie an, um zu fragen, warum Sie mir als Mensch eine Drei gegeben haben.“

Der zweite Anruf. Er bellt ins Telefon: „Ja?“ Natürlich bellt er, er hat ja immer nur gebellt: der Dorfschläger. Der um einen Kopf größere und um einen Kopf dümmere Junge, der mich meines Lebens nicht mehr froh werden ließ.

Einmal kam er auf einem winterlichen Stoppelfeld auf mich zu, aus einem guten Kilometer Entfernung, immer größer werdend, ein Bote des Unheils und das Unheil selbst, und als er schließlich vor mir stand, schlug er mir, wortlos grinsend, mit der Faust ins Gesicht. Das Blut troff in den Schnee, und er ging davon, wie ein Handwerker, der Feierabend hat.

Ich war nicht vor ihm geflohen, weil ich es hinter mir haben wollte. Schlug er mich nicht heute, schlug er mich morgen. Seine Abreibungen waren so unausweichlich wie die Badewanne am Samstagabend.

„Ja?“

„Hallo. Ich bin's, Dirk. Der Junge, den du früher verprügelt hast.“

„Ja, und?“

„Ich rufe an, um dich zu fragen, was die Scheiße sollte.“

Der dritte Anruf. „Sie sind verbunden mit der Mailbox von ...“ Den Namen sagt sie selbst, aber nicht mehr mit der Stimme, die mir noch immer im Ohr klingt, vom Vorlesen im Deutschun-

terricht. Ich schloss stets die Augen, wenn sie dran war, sie klang wie ein Engel: „Es war einmal ...“

Wir gingen ein paarmal Eis essen, im Sommer, als es bei Tomasella den Italia-90-Becher gab, einen Pokal mit sechs Kugeln, die wir uns teilten. Als er leer war, fragte ich sie, ob sie mit mir gehen wolle. Sie schaute mich an, ich schaute zu Boden, sie sagte: „Ich habe schon einen Freund, er sieht aus wie Hobie von ‚Baywatch‘ und wohnt in Wilhelmshaven. Wir haben uns im Urlaub kennengelernt.“

„Hallo, bist du es, Dirk?“

„Ja, vielen Dank für deinen Rückruf.“

„Mensch, das ist ja ewig her! Wo steckst du? Was machst du? Warum hast du angerufen?“

„Ich habe angerufen, um dich zu fragen, warum du mir das Herz gebrochen hast.“

Irgendwann in jenen Jahren, in denen diese drei Menschen auf den Plan traten, zwischen 1989 und 1991, zersprang mein Leben in zwei Hälften.

Die eine, nennen wir sie mein Dasein, ist die, auf der ich jetzt stehe: ein sogenannter Mann von 38 Jahren, verheiratet, zweifacher Vater, dreifacher Patenonkel, Raucher, Gelegenheitsschwimmer, Journalist mit Sozialversicherungs- und Steuernummer, IBAN und BIC, leicht überdurchschnittlichem Jahreseinkommen, 571 Freunden bei Facebook und fünf im echten Leben, mit beginnendem Haarausfall, einem fehlenden Zahn und einem Hang zu herbstlicher Trübsal, veränderter Langschläfer, Besitzer einer erklecklichen Sammlung melancholischer Schallplatten und eines 18 Jahre alten Autos, Trauergast auf bislang elf Beerdigungen, darunter die eines Schulfreundes, leicht kurzichtig, aber zu eitel für eine Brille, ein kleines schwarzes Herz auf dem linken Handgelenk, tätowiert in einer Phase des Liebeskummer vor nunmehr elf Jahren.

Kurz: Ich bin ein leidlich funktionierender, von Zumutungen mehrfach vernarbter Erwachsener, einer von vielen. Von sehr vielen.

Die andere Hälfte, nennen wir sie Kindheit, treibt unaufhörlich fort von mir wie der durch tektonische Kräfte abgebrochene Teil eines einstmaligen ganzen Kontinents. Erst war da ein Riss, der zum Rinnsal wurde, dann zum Fluss und schließlich zum unüberwindlichen Ozean. Ich kann meine Kindheit nicht mehr sehen, nur noch vermuten, was dort vor sich geht, auf diesem anderen, fernen Kontinent. Ich spähe in den Nebel, dorthin, wo das verlorene Land ja schließlich irgendwo liegen muss.

Lebt mein geliebter Hund noch? Spiele ich mit meiner Eisenbahn? Freue ich mich auf Weihnachten? Weine ich, wenn der SV Werder verliert? Verstecke ich mich hinter dem Sofa, wenn Ajatollah Chomeini in der „Tagesschau“ gezeigt wird? Werde ich von meinen Eltern getröstet, wenn ich Angst habe? Sitze ich im Baumhaus und lese Indianercomics? Träume ich davon, ein berühmter Sportler zu werden? Bin ich immer noch so gleichbleibend glücklich und freue mich auf jeden neuen Tag? Glaube ich noch, dass ich der Mittelpunkt der Welt bin?

Schwer zu entziffernde Botschaften, die Antworten auf meine Fragen sein könnten oder auch nicht, dringen zu mir

herüber, wie Schildkröten, die den Atlantik überqueren, um auf der anderen Seite ihre Eier am Strand abzulegen. Nennen wir es Erinnerung.

Es gibt auch Artefakte, in denen ich lesen kann, sie stehen in der Schrankwand meiner Eltern, im Fach hinten links, unter dem guten Kaffeeservice, aus dem zuletzt bei meiner Konfirmation getrunken wurde. Man muss das Sofa zurückschieben, um die Tür öffnen zu können: Dort stehen die Fotoalben. Darin bin ich noch das Kind, das Dirki heißt. Der Mittelpunkt der Welt.

Auf jedem Foto bin ich der Hauptdarsteller: Ich sitze feist am Geburtstagstisch, vor mir ein Teller Waffeln mit Puderzucker, ich fliege im Kettenkarussell vorüber, unscharf und fidel, stehe mit Eimerchen und Schippe am Strand von Norderney, Bauherr einer erbärmlichen Sandburg. Der Stolz meiner Eltern steht als Gestaltungswille hinter diesen Bildern: Unser Sohn! Ist er nicht einzigartig?

Ich war frei von Zweifeln und Kummer, es gab keine Brüche, alles war Gegenwart. Der Gedanke, dass mich jemand nicht mögen könnte, war mir fremd. Ich war ein Ganzes, eins mit mir selbst. Dumm genug, um glücklich zu sein.

Dann bekam ich zum ersten Mal auf die Fresse.

Ich glaube, es war an der Bushaltestelle, an einem Herbstmorgen, als der Dorfschläger befand, ich sei nun alt genug, um zu erfahren, dass mich nicht alle Menschen liebten, vor allem er nicht. Ich saß hinterher schluchzend auf der Rückbank, das Mädchen von der weiterführenden Schule reichte mir krankenschwesterlich ein Taschentuch.

„Äh, hahaha“, sagt der Dorfschläger. „Das ist lange her.“

„Ich kann mich ganz gut erinnern“, sage ich. Das Herz pocht mir bis zum Hals. Uns trennen 500 Kilometer, aber ich habe immer noch Angst, dass er mir eine reinhaut.

„Also, ja“, sagt er. „Was soll ich sagen? Mir war wohl langweilig.“

„Deswegen hast du mich verprügelt?“

„Denke ich mal.“

Es waren ganz sicher nicht nur seine Prügel, die Benotung durch meine Klassenlehrerin als mittelmäßiger Mensch und die Abfuhr in der Eisdiele, die das Ende meiner Kindheit bedeuteten: die bittere Erkenntnis, verletzlich zu sein, die ungemütliche Ahnung, dass die Welt zu groß ist, um ihr Mittelpunkt zu sein, und zu feindlich. Aber sie stehen symbolhaft für diese Zäsur, finstere Metaphern meiner Biografie. Als wären sie die ersten Buhrufe für einen Kinderstar gewesen, der bislang nur „Mama“ hatte singen müssen, um alle zu verzücken. Ein Schock, eine narzisstische Kränkung.

„Ich habe Ihnen als Mensch eine Drei gegeben?“, sagt die Lehrerin, als hörte sie zum ersten Mal von einem himmelschreienden Skandal. „Das kann ich ja kaum glauben.“

„Doch, doch. Sie haben es mir sogar ins Album geschrieben“, sage ich. „Es liegt hier vor mir. Du bist in Ordnung, steht da. Das war doch Ihre Drei.“

„Ja, das stimmt schon. Aber...“

„Ich habe dir das Herz gebrochen?“, fragt das Mädchen aus der Eisdiele. „Das ist ja niedlich“

„Warum habe ich keine Zwei bekommen? Was hat gefehlt?“

„Das habe ich da wohl einfach so hingeschrieben, ohne groß nachzudenken.“

Als ich mit sieben Jahren bei einem Schwimmwettbewerb im Freibad meiner Heimatstadt die Goldmedaille über 50 Meter Kraul gewann, fühlte ich mich wie der einzige Olympiasieger der Geschichte. Unerheblich, dass ich in meiner Altersklasse der einzige Teilnehmer gewesen war. Heute kann ich berufliche Erfolge erzielen, Lob

einheimsen, Preise verliehen bekommen: Ich halte mich dennoch für nur einen von sieben Milliarden Menschen, dessen Tun nicht wesentlich wichtiger ist als das einer Waldameise. Mitunter denke ich sogar, meine Frau hat mich nur geheiratet, weil der Junge aus Wilhelmshaven, der aussieht wie Hobie aus ‚Baywatch‘, nicht mehr zu haben war.

„Ich habe dir das Herz gebrochen?“, fragt das Mädchen aus der Eisdiele. „Das ist ja niedlich.“

„Finde ich eigentlich nicht“, sage ich. „Um ehrlich zu sein.“

„Entschuldigung. Wie lange warst du denn traurig?“

„Lange. Sehr lange.“

„Also, das ist schon ein bisschen gespenstisch jetzt.“

„Ich bin verheiratet.“

„Aha. Glückwunsch. Du, ich hab nicht viel Zeit, ich muss...“

„Nur eine Frage noch.“

„Ja, bitte.“

„Was war an Hobie toller als an mir? An dem Typen aus Wilhelmshaven.“

„Hababa.“

„Was war toller an ihm?“

„Er hatte ein Skateboard.“

Ein Brett mit Rollen, Langeweile und die Unachtsamkeit des Einfach-so-Hinschreibens: Das waren also die drei Auslöser für meine Vertreibung aus dem Kinderparadies. Ich hätte es gern ein bisschen weniger profan gehabt. Aber wie so vieles kann man sich auch das nicht aussuchen.

Von dort aus wurden die Kränkungen fortgeschrieben, von Frauen und Männern, denen ich aus verschiedenen Gründen gern gefallen hätte, von Schwiegermüttern und -vätern, von Auftraggebern, Leserbriefschreibern, von Smalltalkpartnern und Tischnachbarn, Freunden von Freunden, die mich auf Partys stehen ließen, um sich dem Nächstinteressanteren zuzuwenden. Und ich blickte stumm in meine Sektföte, weit außerhalb des Mittelpunkts der Welt. ←

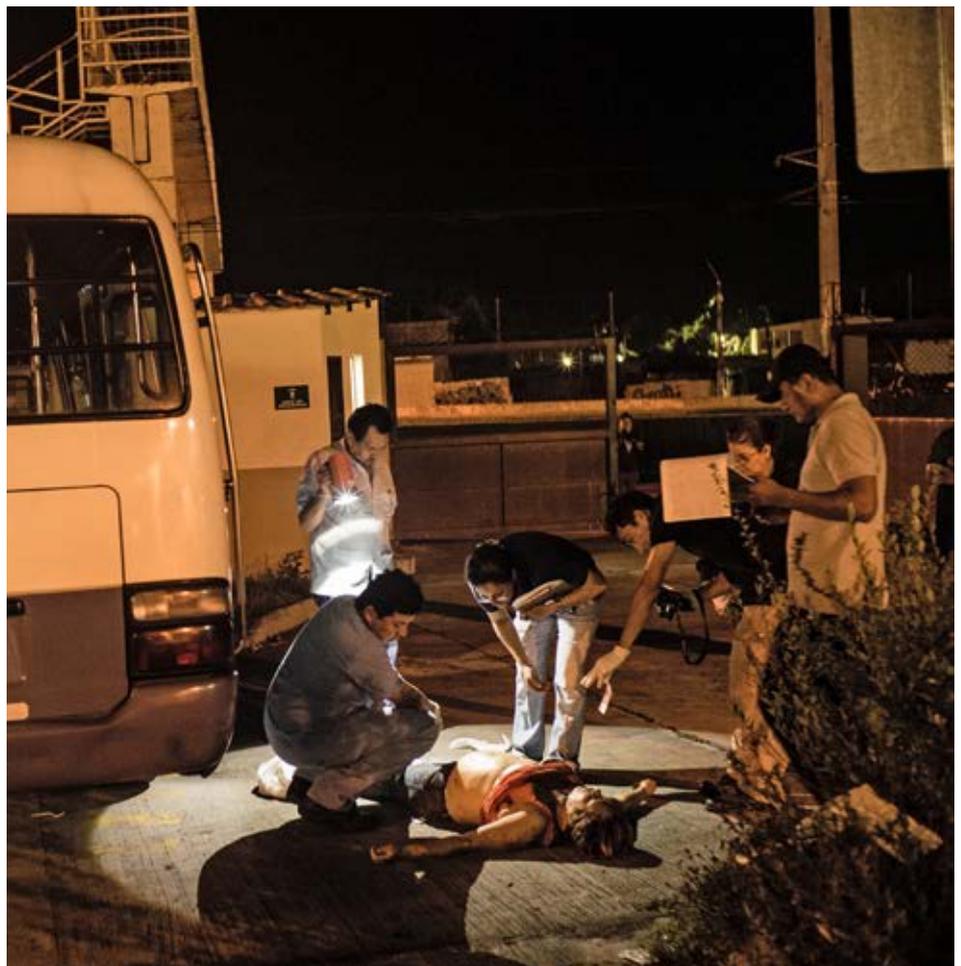
DIRK GIESELMANN

reiste in den vergangenen Monaten durch Deutschland, um die Menschen nach ihren Ängsten zu befragen. Er ist außerdem ehemaliger Vorstopper des TuS Sankt Hülfe-Heede



Gang & Gewalt

Ihr Erkennungsmerkmal sind martialische Tätowierungen am ganzen Körper und die Bereitschaft zum Morden. Der Begriff „Mara“ bezeichnet eine ganze Reihe zentralamerikanischer Banden, die aus Teilen von El Salvador, Honduras und Guatemala No-go-Areas gemacht haben. Eine der berühmtesten Maras, die Mara Salvatrucha, kurz MS-13, hat ihren Ursprung in Los Angeles. Sie wurde dort von insbesondere aus El Salvador stammenden Immigranten gegründet, um sich gegen andere Gangs – etwa die Crips und Bloods – zu behaupten. Armut und Diskriminierung ließen die Mitglieder der MS-13 immer mehr ins Verbrechen abgleiten. Mit dem Ende der Bürgerkriege in Zentralamerika setzte eine Rückwanderungswelle ein und, verstärkt durch die massive Deportationspraxis der USA, wurde das Mara-Phänomen in die Heimatländer exportiert, wo es sich massiv ausbreitete. Das Gangleben Zehntausender Mitglieder der Maras ist von Drogen- und Waffenhandel geprägt, aber auch vom ständigen Kampf der Banden gegeneinander.





Keine ehrliche Haut?

Schon immer haben Menschen andere Menschen mit ihrem Aussehen getäuscht. Doch so einfach ist das im Fall einer Weißen, die sich als Schwarze ausgab, nicht. Es geht um die Frage: Darf man sich seine ethnische Zugehörigkeit frei aussuchen, oder ist das Betrug?

Von Fabian Dietrich

→ Bis zum Jahr 2015 lebte Rachel Dolezal das Leben einer ganz normalen, politisch engagierten Afroamerikanerin. Sie war Aktivistin der Bürgerrechtsorganisation NAACP (National Association for the Advancement of Colored People) und arbeitete als Dozentin für afrikanische und afroamerikanische Studien an einer Universität im Bundesstaat Washington. Nach allem, was man weiß, waren die meisten Kollegen zufrieden mit ihr. Sie machte ihre Sache gut. Doch eines Tages ließen ihre Eltern die Bombe platzen. Sie wandten sich an die Presse und zerstörten Rachels Welt. Ihre Tochter lüge. Sie sei gar keine Schwarze, sondern weiß. Sie habe tschechische und deutsche Wurzeln,

von afrikanischen sei nichts bekannt. Ihr Vater erklärte: „Sie hat sich so stark in dieser Kultur assimiliert, dass sie dabei eine Identität übernommen hat.“ Es folgte die Veröffentlichung alter Familienfotos, auf denen sie tatsächlich nicht wie die smarte, karamellfarbene pigmentierte Afroamerikanerin aussah, als die sie auftrat, sondern wie eine Weiße. Blonde Haare, Sommersprossen, bleiche Haut. Rachel Dolezal war als afroamerikanische Aktivistin erledigt. Die Nachricht von ihrer seltsamen Geschichte ging um die Welt. „Ich identifiziere mich als Schwarze“, verteidigte sie sich, doch der Druck war zu stark: Sie verlor ihre Dozentenstelle und trat von ihrem Posten bei der NAACP zurück.

Schon vor Rachel Dolezal haben sich Weiße als Schwarze ausgegeben (zum Beispiel der Journalist Ray Sprigle, der sich 1948 für sein Buch „I Was a Negro in the South for 30 Days“ maskierte), doch Dolezal wollte für immer schwarz sein, deswegen rief ihre Enttarnung besonders heftige Reaktionen hervor. Für die einen war sie eine Hochstaplerin, die sich afroamerikanische Kultur aneignete und sich danach sehnte, Teil einer unterdrückten Minderheit zu sein. Andere glaubten in ihr eine Pionierin zu erkennen: den Menschen, der sich endgültig von seiner ethnischen Herkunft emanzipiert. Die große Frage lautete: Darf man

das? Ist es in einer Welt, in der man in vielen Regionen prinzipiell sein Geschlecht wechseln kann, nicht auch legitim, das mit seiner Hautfarbe zu tun?

In der Soziologie wird das, was Rachel Dolezal tat, „Passing“ genannt. Der Begriff bezeichnet Vorgänge, bei denen die ethnische, körperliche, soziale oder sexuelle Identität von Außenstehenden nicht mehr dekodiert werden kann. Es gibt viele dokumentierte Fälle von „Passing“ (und sicher noch sehr viel mehr undokumentierte), aber die meisten handeln von Schwarzen, die sich dafür entschieden, als Weiße zu leben, um der Diskriminierung zu entgehen. Der Arzt Albert Johnston und seine Frau waren zum Beispiel Afroamerikaner mit relativ heller Haut. Ihre Geschichte ähnelt der, die der Autor Philip Roth in seinem Roman „Der menschliche Makel“ beschrieb. Als Johnston 1929 als Schwarzer keine Arbeit in Chicago fand, zogen sie nach New Hampshire und erzählten dort einfach niemandem mehr von ihrer Abstammung (nicht einmal ihre Kinder wussten es). Die Johnstons fuhren gut damit. Sie hatten das bürgerliche und erfolgreiche Leben, das ihnen als Afroamerikanern verwehrt geblieben war.

Rachel Dolezals Geschichte ist jedoch komplizierter als die der Johnstons. Ihre Motive liegen noch immer weitgehend im Dunkeln. Selbst ihre größten Fans können die Widersprüche ihrer Person kaum leugnen. Dolezal zeigte zum Beispiel 2002 ihre Universität wegen Rassendiskriminierung an. Damals hatte sie ihr „Passing“ offenbar noch nicht vollzogen, denn sie behauptete, sie werde als Weiße gegenüber Schwarzen diskriminiert.

Nach allem, was man aus der Klatschpresse erfährt, soll Dolezal heute als Friseurin mit Spezialgebiet Afro-Flechtfrisuren arbeiten und vor einigen Monaten einen Sohn geboren haben, dessen Name eine Hommage an zwei Helden der afroamerikanischen Kultur ist. Sie hat durch den Skandal viele Freunde verloren und wurde heftig angefeindet. Für 2017 hat sie nun ein Buch angekündigt, in dem sie sich ein für alle Mal rechtfertigen will. Was sie vorab schrieb, klang schon mal interessant. Hautfarbe sei ihrer Meinung nach eben keine biologische Tatsache, sondern ein soziales Konstrukt. ←

Neues Land

Nach dem Brexit wollen viele britische Nachkommen von jüdischen Flüchtlingen die deutsche Staatsbürgerschaft beantragen, um EU-Bürger zu bleiben

Von Oliver Gehrs

→ In der Kölner Fleischmengergasse vor der Hausnummer 24, zwischen indischen Supermärkten und türkischen Cafés, ist ein sogenannter Stolperstein ins Pflaster eingelassen. Er erinnert an Rachela Geppert, die 1888 geboren wurde und hier wohnte, bis man sie 1941 erst nach Lodz deportierte und 1942 im Vernichtungslager Kulmhof (Chelmno) umbrachte – weil sie Jüdin war. Ein Teil ihrer Familie war damals bereits aus Nazideutschland geflohen, darunter auch ihre Tochter, die auf einem Flüchtlings-schiff am 31. August 1939, einen Tag vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, in Southampton ankam.

Wäre sie damals nicht aus Deutschland geflohen, hätte es Michael Newman vielleicht nie gegeben. Denn Newman ist Rachela Gepperts Urenkel und heute der Vorsitzende der Association of Jewish Refugees (AJR), die 1941 von Juden im Exil in London gegründet wurde. Zehntausende flohen damals aus Deutschland und Österreich nach Großbritannien. Sie verloren nicht nur ihre Heimat, von November 1941 an wurde allen über die Reichsgrenze deportierten und geflüchteten deutschen Juden zudem die deutsche Staatsbürgerschaft gesetzlich aberkannt.

Dieses Unrecht versuchte der deutsche Staat nach dem Krieg wiedergutzumachen, indem er einen Artikel in das Grundgesetz schrieb, dass „frühere deutsche Staatsangehörige, denen

zwischen dem 30. Januar 1933 und dem 8. Mai 1945 die Staatsangehörigkeit aus politischen, rassischen oder religiösen Gründen entzogen worden ist, und ihre Abkömmlinge“ auf Antrag wieder einzubürgern sind. Doch nur wenige Juden machten von diesem Recht Gebrauch. Kaum jemand wollte Bürger eines Landes werden, in dem das jüdische Leben quasi ausgelöscht worden war. In vielen jüdischen Familien, deren Angehörige in den KZ umgebracht wurden, blieb Deutschland über Jahrzehnte verhasst.

So gingen laut Auswärtigem Amt in den vergangenen Jahren gerade mal etwa 25 Anträge pro Jahr in der deutschen Botschaft in London ein, doch seit dem Brexit haben sich die Verfahren auf derzeit geschätzte 350 bis 400 laufende Anträge vervielfacht. „Die deutsche Staatsbürgerschaft neben der britischen ist für mich eine Option, eine Versicherung. Sie würde bedeuten, dass mir die EU offensteht. Ich könnte dort leben und arbeiten, wie ich will. Das ist nichts, was ich heute oder in drei Monaten tun will, aber ich könnte es jederzeit tun“, sagt Rachela Gepperts Urenkel Michael Newman. Auch die Londoner Reformrabbinderin Julia Baroness Neuberger will die deutsche Staatsbürgerschaft. „Ich bin Britin, war aber niemals Engländerin, bin permanent Europäerin, mit deutschen Wurzeln und einem Grundstück in Irland“, verkündet sie auf einer Konferenz zum 75-jährigen Jubiläum der AJR.

Nicht nur der Brexit hat das einst Unvorstellbare zur Option gemacht. Dass es in Berlin mittlerweile wieder eine rege jüdische Szene gibt und viele junge Israelis in die Stadt ziehen,

hat wohl genauso zu einem positiveren Deutschlandbild beigetragen wie die vergleichsweise liberale Flüchtlingspolitik und die hiesige Diskussion, ob sich ein Nationenbegriff in Zukunft mehr am Bekenntnis zu demokratischen Werten als an der Abstammung orientieren sollte (siehe Interview Seite 14).

Doch längst nicht alle Mitglieder der jüdischen Gemeinde in London sehen den Andrang bei der deutschen Botschaft positiv. „Diese Leute sollten ihren Kopf untersuchen lassen“, zitiert der „Guardian“ den Überlebenden Harry Heber, der die Annexion Österreichs durch Nazideutschland erlebt hat und 1938 nach England floh. „Die Vorstellung, ausgerechnet dort Zuflucht zu suchen, wo man meine Verwandten ermordet hat, finde ich entsetzlich.“ ←

Unter den Menschen, die im Nationalsozialismus ihre Heimat verlassen mussten, waren auch viele Kinder und Jugendliche



Sofie?

Wer sie auf der Straße trifft, hält sie wahrscheinlich für eine ganz normale Frau. Nur ihre besten Freunde wissen, dass Sofie* (27) ein Geheimnis hat. Ihre Diagnose lautet: dissoziative Identitätsstörung. Hier erzählt sie, wie sie damit klarkommt, eine multiple Persönlichkeit zu sein

Interview: Fabian Dietrich

→ **fluter: Mit wem spreche ich?**

Sofie: Du sprichst im Moment mit Sofie.

Bist du allein?

Nein, nie. Mehrere Menschen teilen sich meinen Körper.

Was tun die anderen im Moment?

Manche schlafen. Andere hören uns kritisch zu. Sie beargwöhnen, was uns gerade für Fragen gestellt werden.

Wie viele Persönlichkeiten hast du?

Wie viele es genau sind, kann ich nicht sagen. Teilweise sind es Kinder, teilweise Jugendliche oder Erwachsene. Es gibt Frauen, Männer, aber auch Personen, denen ich kein Geschlecht zuordnen kann.

Das klingt anstrengend und chaotisch.

Ist es auch. Wenn es sehr stressig wird und viele Personen gleichzeitig Aufmerksamkeit wollen, habe ich Schwierigkeiten, mein Innenleben zu koordinieren. Ich kann manchmal kaum noch wahrnehmen, was um mich herum passiert.

Fährst du Auto?

Ja.

Und was passiert, wenn auf einmal ein Kind die Kontrolle übernimmt und am Steuer sitzt?

Das wäre gefährlich. Es würde wahrscheinlich denken, dass es Bobbycar fährt. In der Praxis passiert mir das aber nicht. Wir kommunizieren miteinander und vereinbaren, dass immer nur eine Person am Steuer sitzt, die alt genug ist.

Hast du überhaupt noch einen Überblick, wer du selber eigentlich bist?

Ich sehe mich eher als System und nicht als Einzelperson. Ich bestehe aus Teams, die gemeinsame Aufgaben übernehmen. Zum Beispiel gibt es mehrere, die gut darin sind, meine Ausbildung auf die Reihe zu kriegen und zu lernen. Die gehen zur Schule und können sehr gut logisch denken. Andere Persönlichkeiten sind dafür zuständig, soziale Kontakte zu pflegen.

Wann hast du gemerkt, dass mit dir etwas nicht stimmt?

Lange Zeit war es für mich normal, dass in meinem Kopf jemand dazwischenquatscht. Ich dachte, das wäre bei allen so. Aber in der Schulzeit ging es mir auf einmal immer schlechter. Manchmal bin ich zum Beispiel während des Unter-

STICHWORT DIS

Im Jahr 1889 beobachtete der französische Psychiater Pierre Janet erstmals, dass einige seiner Patienten, die belastende Lebenserfahrungen hinter sich hatten, Bewusstseinsinhalte zu haben schienen, die vollkommen voneinander getrennt waren. Janet nannte diesen Zustand Dissoziation. Schätzungen zufolge haben weltweit 0,5 bis 1,5 Prozent der

Allgemeinbevölkerung und etwa 5 Prozent der Menschen in Psychiatrien eine dissoziative Identitätsstörung (DIS).

Die Diagnose ist allerdings nicht unumstritten. 1973 wurde das Sachbuch „Sybil“, das von einer Frau mit 16 Innenpersonen handelt, in den USA zu einem Bestseller. Daraufhin schnellten die Fallzahlen in die Höhe, und es entwickelte sich ein regelrechter Hype um multiple Persönlichkeiten. Es mehrten sich aber auch die kritischen Stimmen. Nicht nur der Fall der Frau aus dem Sachbuch, sondern auch viele andere wurden angezweifelt. In den USA verurteilten Gerichte Therapeuten zu Schadensersatzzahlungen, weil sie ihren Patienten nachweislich nie stattgefundenen Missbrauch eingeredet hatten. Manche taten DIS daraufhin als eine reine Modeerscheinung ab. Heute wird die Diskussion über das Krankheitsbild differenzierter geführt.

Die Frage, ob es sich bei den traumatischen Erlebnissen um innere Bilder oder historische Wahrheiten handelt, ist für viele Therapeuten nicht mehr entscheidend. Wichtiger ist es, den Menschen dabei zu helfen, mit diesen quälenden Erinnerungen umzugehen.



richts einfach aufgestanden und rausgerannt, weil ich es nicht ertragen habe, mit dem Lehrer in einem Raum zu sein. Ich habe selber nicht mehr verstanden, was mit mir los ist.

Hast du dann eine Therapie gemacht?

Ja, ich bin durch mehrere Therapeutenhände gegangen. Irgendwann kam ich zu einer Psychologin, mit der ich zum ersten Mal über die Probleme in meiner Familie sprechen konnte. Ich erzählte ihr, dass mein Vater manchmal ausgerastet ist. Wir näherten uns dem Kern langsam. Dann kam eine Therapiestunde, in der ich auf einmal weg war.

Wie meinst du das – weg?

Ich hatte einen richtigen Filmriss. Als ich zu mir kam, sagte meine Therapeutin: „Weißt du, was eben passiert ist? Da saß gerade ein Kind vor mir. Ich habe mit einem kleinen Kind geredet!“ Ich hatte aber nichts mitbekommen. Danach wurde ich mit Tests in einem standardisierten Verfahren untersucht. Am Ende hatte mein Zustand einen Namen: dissoziative Identitätsstörung.

Was ist die Ursache für diese Störung?

Ich war seit meiner frühesten Kindheit massiver Gewalt ausgesetzt. Ich wurde von Menschen aus dem familiären Umfeld vergewaltigt und misshandelt.

Was hat das mit der Spaltung deiner Persönlichkeit zu tun?

Dissoziation ist ein Mechanismus der Psyche, der das Überleben sichern soll. Wenn eine Situation unerträglich für ein Kind wird, dann spalten sich Teile ab. Es entstehen Identitäten, die den schrecklichen Teil in sich tragen, und andere, die im Alltag funktionieren können. Meine Innenpersonen haben ganz eigene Erinnerungen und Biografien. Sie haben Sachen erlebt, von denen ich nichts wusste. Am Anfang war das für mich so, als würde ich Geschichten über jemand völlig Fremden hören. Meine erste Reaktion war: Das bin doch nicht ich!

Hast du nicht gezweifelt, ob das überhaupt wahr sein kann?

Natürlich habe ich gezweifelt! Ich war mir sicher, dass das nicht stimmen kann. Ich diskutierte viel mit meiner Therapeutin und glaubte, dass mir das alles einge-redet werden soll. Wobei ich sagen muss, dass sie immer eine sehr neutrale und objektive Haltung hatte. Letztendlich ist es aber so, dass ich schon noch einige Erinnerungen aus der Zeit vor den Therapien hatte, die sich mit den Ereignissen deckten. Manches ließ sich auch objektiv durch die unabhängigen Aussagen Dritter bestätigen.

Wie offen gehst du mit deiner Identitätsstörung um? Wissen andere, dass du viele Personen bist?

Wenn ich neue Leute kennenlerne, erzähle ich erst mal nichts. Das ist mir zu kompliziert und intim. Nur enge Freunde kennen meine Geschichte. Die halten mich auch nicht für verrückt und stehen zu mir. Meine Freunde wundern sich nicht, wenn mal statt einer 27-Jährigen ein Kind am Telefon mit ihnen spricht.

Kann man deine Störung heilen?

Ich habe davon gehört, dass man mit therapeutischer Hilfe angeblich wieder eine Person werden kann, aber das ist gar nicht mein Hauptziel. Ich hoffe einfach, dass ich irgendwann lerne, mit meiner Vergangenheit umzugehen. Die Angst und die schlimmen Erinnerungen sollen mein Leben nicht mehr bestimmen. ←

* Name geändert



R

Inter Nr. 61, Thema: Identität

Afro- punk

Erst war es ein Kampf gegen die weiße Dominanz in einer alternativen Jugendkultur, mittlerweile ist der Afropunk auch ein kraftvolles Statement gegen die Diskriminierung Schwarzer



So sorry, dass du mich in keine Schublade stecken kannst: Afropunker bedienen sich bei allen möglichen Stilen - und genau das macht die Bewegung aus



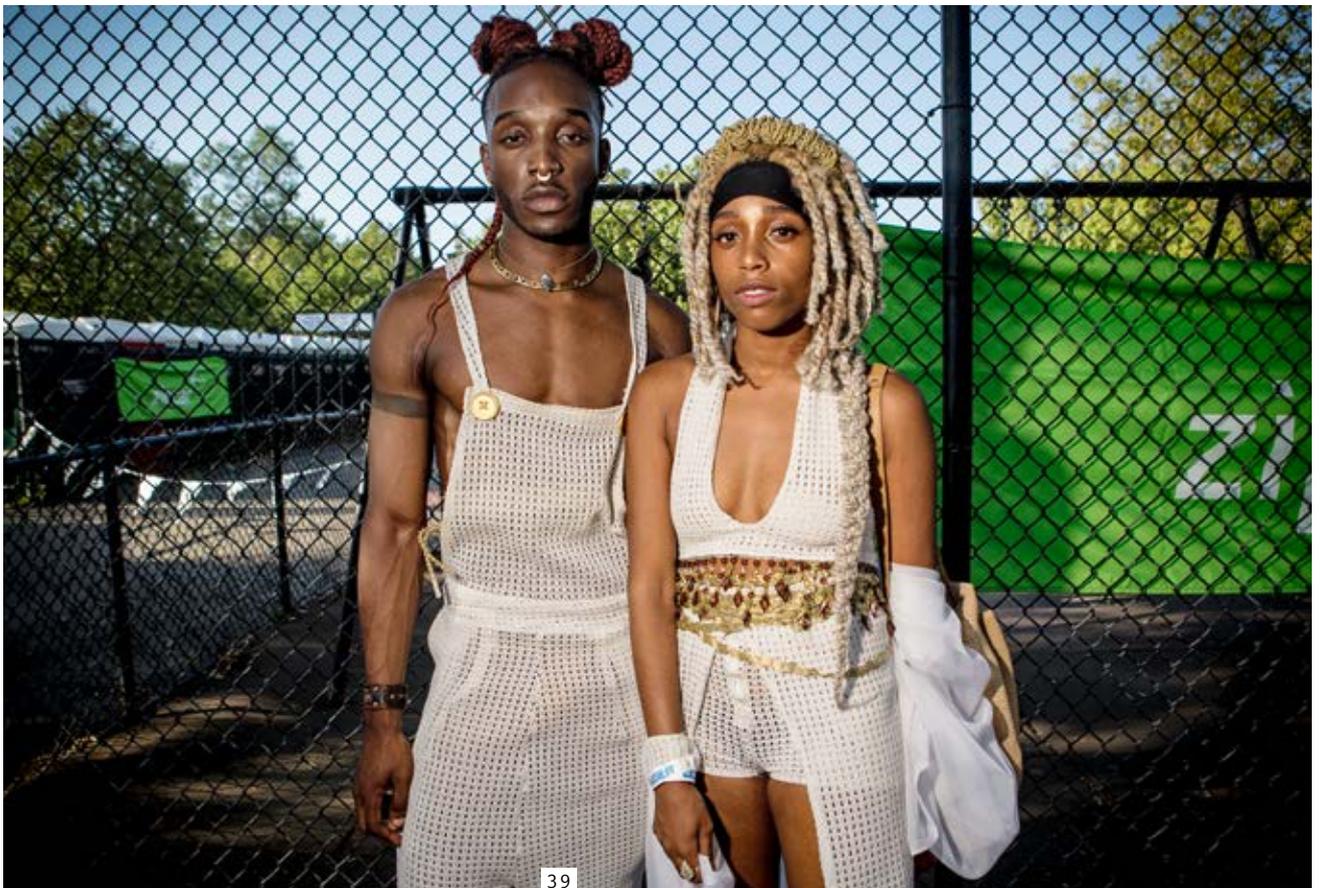
Soul, Funk, HipHop – viele Musikstile haben schwarze Wurzeln und dienen oft als Medium kultureller Selbstbestimmung in einer ungleichen Gesellschaft. So thematisiert der in den afroamerikanischen Gettos der USA entstandene HipHop bis heute die Diskriminierung von Schwarzen und propagiert deren machtvolle Zurückweisung durch eigene Stile in Musik, Mode und Kunst. Gleichzeitig wurde HipHop im Zuge einer globalen Merkantilisierung zum Soundtrack weißer Mittelschichtkids und Fundus weißer Interpreten.

Beim Afropunk handelt es sich umgekehrt um die Aneignung einer ziemlich weißen Jugendkultur durch schwarze Künstler. Es waren Jugendliche in US-amerikanischen Großstädten, die sich auf der Suche nach Wegen jenseits der ausgetretenen popkulturellen Pfade auf die von weißen Kids dominierte Hardcore- und Punk-Szene stürzten und etliche eigene Biotope fernab medial verbreiteter Klischees von Jugendkultur bildeten: Skatepunks, schwarze Grunge-Hörer, Funkcore-Fans. Sie alle schrien aus voller



Kehle: Du kannst als schwarzer Jugendlicher etwas anderes sein als HipHopper! Die immer beliebter werdenden Afropunk-Festivals in Brooklyn, Atlanta, Paris und neuerdings auch in London sind Feiern des Übertretens der oft starren Koordinaten popkultureller Systeme. Besonders in Zeiten der wachsenden Black-Lives-Matter-Bewegung, die sich gegen den sturen Rassismus in weiten Teilen der USA und in Teilen der Polizei richtet, ist Afropunk ein kraftvolles Feld adoleszenter Selbstbestimmung.

Die Bilder auf diesen Seiten stammen vom Afropunk-Festival in Brooklyn,
zu dem jedes Jahr mehrere Zehntausend Menschen pilgern



Den Ausweis bitte mal

Ob jemand Asyl bekommt oder nicht, hängt immer auch von der Herkunft ab. Viele Geflüchtete aber haben ihre Pässe weggeschmissen oder fälschen lassen. Doch wie stellt man dann ihre Identität fest?

Eine Suche

Von Fabian Scheuermann

→ Helmut Damm könnte einen syrischen Pass vermutlich im Schlaf erkennen: an der Haptik, der Dicke des Papiers oder – wenn er die Augen öffnet – an dem oft etwas speckig glänzenden Blau der Umschlagseite, auf der in drei Sprachen geschrieben steht: Syrisch-Arabische Republik. Damm – 66 Jahre, silbernes Haar, selbstsicheres Lächeln – hält jeden Tag syrische Pässe in den Händen. Er fischt sie aus einer Klarsichtfolie, legt sie unters Mikroskop und beginnt mit der Spurensuche. Wenn die Passnummer nachträglich geändert wurde, lässt sich das zum Beispiel an kleinen Kratzern im Dokument erkennen. Und zum Prüfen von Wasserzeichen hat er einen speziellen UV-Licht-Apparat. Sein Arbeitsplatz sieht aus wie ein Labor.

Deutschland will wissen, wer ins Land kommt. Alle Menschen, die Asyl beantragen, müssen deshalb ihre Papiere zur Prüfung abgeben. Dann landen sie bei Menschen wie Helmut Damm, der im Berliner Stadtteil Wilmersdorf für das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) arbeitet. Das Bürogebäude, in dem die Außenstelle des Amtes seit Anfang 2016 untergekommen ist, gleicht noch immer einer Baustelle: Kabel hängen von den Decken, und in dem Büro der Dokumentenprüfer stapeln sich an der Wand die gelben Postkisten.

„Wir sind völlig überflutet worden mit Arbeit“, erzählt Damm. Wegen der großen Zahl von Asylanträgen, die 2015 gestellt wurden, kamen die Dokumentenprüfer nicht mehr mit der Arbeit hinterher. Das BAMF reagierte mit einer Rekrutierungsoffensive: Deutschlandweit stockte das Amt zwischen Anfang 2015 und heute sein Personal um über 6.000 Mitarbeiter auf – ein Teil davon wurde von anderen Ämtern abgeordnet. Die Leute wurden zum Teil in Schnellverfahren geschult – oder sie wurden wie Damm aus dem Ruhestand geholt. Mit 32 Jahren Berufserfahrung beim Berliner Landeskriminalamt ist er sozusagen ein Joker für das BAMF.

Das Wichtigste an den meisten Dokumenten seien die Wasserzeichen, erklärt Damm – denn die könne man quasi nicht fälschen. Was aber funktio-



niert: einen Pass klauen und dann Bild, Namen sowie Passnummer ändern. Der sogenannte IS stehle beispielsweise massenhaft syrische Pässe, um sie weiterzuverkaufen und damit seinen Terrorismus zu finanzieren. In Ländern wie Marokko landeten die Dokumente dann auf dem Schwarzmarkt.

Mit syrischen Pässen kennt sich der Kriminalbeamte a. D. mittlerweile aus – bei einem unbekanntem Dokument kann die Prüfung aber auch mal ziemlich lange dauern. „Indische Führerscheine sind die Hölle“, sagt Damm. Denn die gäbe es in allen möglichen Variationen, und die sähen manchmal kaum anders aus als ein Stück Pappe, auf das jemand einen grob geschnitzten Kartoffelstempel gepresst hat.

Wirkt ein Dokument gefälscht oder manipuliert, leitet Damm es an die BAMF-Zentrale weiter, wo es noch eingehender geprüft wird – unter anderem von Urkundensachverständigen. Rund 75.000 Dokumente mit Manipulationsverdacht sind zwischen Januar und September 2016 von den Außenstellen geschickt worden – etwa 7.000 davon wurden als mutmaßliche Fälschungen beanstandet.

Hinter jeder Geburtsurkunde, hinter jedem Pass steht immer eine individuelle Flucht- oder Migrationsgeschichte. Zum Beispiel ein Marokkaner, der sich einen syrischen Pass gekauft hat, um in Deutschland bessere Chancen auf Asyl zu haben (Marokkaner bekommen in Deutschland nur sehr selten Asyl). Oder ein Oppositioneller, für den die Flucht ohne gefälschten Pass noch gefährlicher gewesen wäre.

Zwar werden seit Oktober alle Urkundensdelikte nicht nur an die Ausländerbehörden der Länder, sondern auch an die zuständigen Polizeibehörden weitergeleitet – trotzdem führt der Umstand, dass jemand nicht die richtigen oder gar keine Ausweispapiere vorlegen kann, nicht zum Ausschluss aus dem Asylverfahren. „Es gibt ja Leute, die müssen mit gefälschten Pässen kommen“, stellt Damm klar. In diesem Fall greift die Anhörung zu den Fluchtgründen als zusätzliche Station der Identitätsfeststellung. Wer hier transparent darlege, warum er mit seinen richtigen Dokumenten nicht hätte flüchten können, der habe trotzdem Chancen auf Asyl, heißt es beim BAMF.

Das Gleiche gilt im Prinzip für Leute, die ganz ohne Papiere nach Deutschland kommen. Bei ihnen wird im Zweifel mittels einer Sprachanalyse geprüft, ob sie tatsächlich aus der Gegend kommen, die sie als ihr Zuhause angegeben haben. Manchmal werden auch konkrete geografische oder bauliche Merkmale des angegebenen Heimatorts erfragt: Wo genau steht die Moschee? Wo in der angegebenen Stadt fließt der Fluss? Für besagten Mann aus Marokko dürfte es an dieser Stelle trotz fließenden Arabischs schwer werden, sich weiterhin als Syrer auszugeben.

De facto sind fehlende Papiere vor allem auch eins: ein Hinderungsgrund für die Ausreise. In einem Bund-Länder-Bericht von 2015 heißt es dazu in bestem Bürokraten-



Diese Bilder sind in Flüchtlingslagern in Afrika und Italien entstanden. Dort findet man im Müll viele Ausweisdokumente, die Menschen weggeschmissen haben, um ihre Herkunft zu verschleiern

deutsch: Fehlende Identitätsnachweise seien „nach wie vor das quantitativ bedeutendste Problem beim Vollzug aufenthaltsbeendender Maßnahmen“. Um einen abgelehnten Asylbewerber abschieben zu können, müssen also Papiere her.

Damit diese Papierbeschaffung besser funktioniert, wurde 1993 die Bund-Länder-Arbeitsgruppe Rückführung gegründet – sie sollte die dezentral organisierte Rückführungsbürokratie effizienter gestalten. Ein Instrument der Identitätsfeststellung, das sich seitdem etabliert hat, sind Sammelanhörungen in Botschaften. Vor allem Menschen aus Westafrika, die keine Pässe haben, werden ihren mutmaßlichen Heimatbotschaften vorgeführt, um dort als Staatsbürger identifiziert zu werden.

Die Bundesregierung bezeichnet diese Vorfürhrungen als „wirksame Verfahren“ – doch sie stehen schon lange in der Kritik. Von „völlig intransparenten Vorgängen in den Botschaften“ spricht etwa die Menschenrechtsorganisation Pro Asyl. Manche kritisieren zudem die Kosten für Anhörungen und Passersatzpapiere: Die Gebühren belaufen sich auf bis zu 600 Euro, und es werden immer wieder Beamte zur Identitätsprüfung nach Deutschland eingeflogen. Die Quoten, mit denen Vorgeführte zu Staatsbürgern des jeweiligen Landes erklärt werden, variieren von Staat zu Staat deutlich. Es soll in Einzelfällen schon vorgekommen sein, dass Menschen in ein Land abgeschoben wurden, das sie noch nie zuvor betreten haben. „Dumping Ground“ wird ein solcher Staat im Aktivistenjargon genannt – „Abladeplatz“. ←

**Wer nicht weiß,
welcher Fluss durch
seine vermeintliche
Heimatstadt fließt,
kommt vielleicht gar
nicht von da**

FABIAN SCHEUERMANN
ist nicht nur Volontär bei der bpb,
er ist zudem Kaffeekännchen-Liebhaber,
Im-Rudel-Radler und süchtig
nach Landkarten



Tierisch

Manchmal ist es ganz schön nervig, ein Mensch zu sein – zumal als Designer, der sich im teuren London den ganzen Tag um seine Zukunft sorgt. Warum sich also nicht mal als Tier neu erfinden, dachte sich Thomas Thwaites und entschied sich für eine Transformation zur Ziege. Dafür ließ er sich Prothesen anfertigen, mit denen er auch in steilem Gelände Tritt fassen konnte, und einen künstlichen Magen zum Umhängen, der das Gras für seinen Organismus bekömmlich machte. Das Ziege-Sein in den Schweizer Alpen war dann aber recht anstrengend. Das schönste Erlebnis sei gewesen, als sich eine Ziege mit ihm anfreundete. „Von dem Tag an folgte sie mir überallhin“, erzählt Thwaites. Vielleicht wäre sie ja gern mal ein Mensch.



Meine Behinderung gehört nicht mir alleine

von Laura Gehlhaar



→ Ich nehme meine Behinderung überall mit hin. Ich gehe mit ihr einkaufen, zum Saufen in die Bar oder zu Geburtstagsfeiern. Ich fahre mit ihr U-Bahn und gehe mit ihr arbeiten. Und dann, wenn ich all diese normalen Dinge tue, passiert etwas aus dem Grund, weil ich behindert bin: Menschen werden plötzlich viel zuvorkommender bis überfreundlich, Orte sind auf einmal nicht für mich zugänglich. Mit mir selbst hat das nicht viel zu tun, wohl aber mit dem Rollstuhl, den ich immer dabei habe.

Der stellt erstaunlich oft eine Barriere dar. Gar nicht unbedingt für mich, aber immer wieder für die Menschen um mich herum. Viele benehmen sich plötzlich völlig anders, als wenn kein Rollstuhl in der Nähe ist. Der Typ im Supermarkt, dem seine Anteilnahme ins Gesicht geschrieben ist, weil er mein Leben für unglaublich schwer und kompliziert hält. Der Busfahrer, dem man ansieht, wie genervt er ist, wegen des Rollstuhls die Rampe ausklappen zu müssen. Die beleidigte Passantin, die sich ärgert, weil ihre ungefragt angebotene Hilfe nicht benötigt wird. Die Radfahlerin, die vor lauter Glotzen nicht mehr geradeaus schauen kann und direkt auf einen Laternenpfahl zusteuert. Menschen entwickeln ein großes Bedürfnis, sich mitzuteilen, und sprechen ihr schräges Verständnis von Bewunderung, Anerkennung oder Mitleid aus. Sätze wie „Also, ich könnte das nicht“ oder „Du inspirierst mich“ gehören zu meinem Alltag. An guten Tagen entgegen ich diesen verunsicherten Menschen gerne: „Es ist nur ein Rollstuhl. Bitte bleiben Sie ruhig!“ An schlechteren Tagen packe ich mir ihre komischen Reaktionen auf die Schultern und vergesse

manchmal, sie vor meiner Haustür wieder abzuschütteln.

Meine Behinderung ist für viele Menschen ungewohnt, außergewöhnlich, vielleicht ist sie ihnen sogar unangenehm. Leider habe ich wenig Hoffnung, dass diese Anmaßungen und Diskriminierungen irgendwann aufhören werden. Die Sprüche werden so lange bleiben, wie Behinderte aus der gesellschaftlichen Mitte ausgeschlossen werden und so den ganzen Nichtbehinderten keine Chance gegeben wird, sie als normales Bild im öffentlichen Alltag zu erleben. Laut Statistik ist fast jeder Zehnte in Deutschland schwerbehindert, aber wenn ich mir überlege, wer denn in meinem direkten Umfeld, Bekanntenkreis, bei der Arbeit, im Supermarkt oder bei meiner Frauenärztin sonst noch mit einer Behinderung herumläuft, dann ist das eine verdammt magere Ausbeute. Wie können solche Sprüche, die Berührungängste und Vorurteile vieler Menschen widerspiegeln,

vermieden werden, wenn Menschen mit Behinderung in Heimen wohnen und in Werkstätten arbeiten, abgeschottet vom Rest der Welt? Wenn sie in einer Parallelwelt leben, die sie vom Alltag der anderen separiert?

Durch meinen Alltag zieht sich systematische Ausgrenzung. Durch bauliche Barrieren, durch Gesetze, die mich nicht gleichstellen mit allen anderen. Menschen, die aufgrund ihrer Behinderung auf eine staatlich finanzierte Assistenz angewiesen sind, dürfen in Deutschland bisher nicht mehr als 2.600 Euro ansparen. Alles, was darüber hinausgeht, wird vom Staat eingezogen, um die Assistenz zu bezahlen. Das Ansparen auf ein Auto, einen Laptop oder die Altersrente wird somit schwierig oder ist für viele unmöglich. Ab 2017 soll der Betrag endlich auf 25.000 Euro erhöht werden.

Ich erwähne das, weil es meine und die Realität vieler anderer Behinderter in Deutschland ist, nicht weil ich meckere, sondern weil es sich lohnt, über das Folgende einmal nachzudenken: Meine Behinderung gehört nicht nur mir allein, meine Behinderung wird von all denen mitverursacht, die mich und meinen Alltag so behindern, dass ich ihn nicht selbstverständlich leben kann.

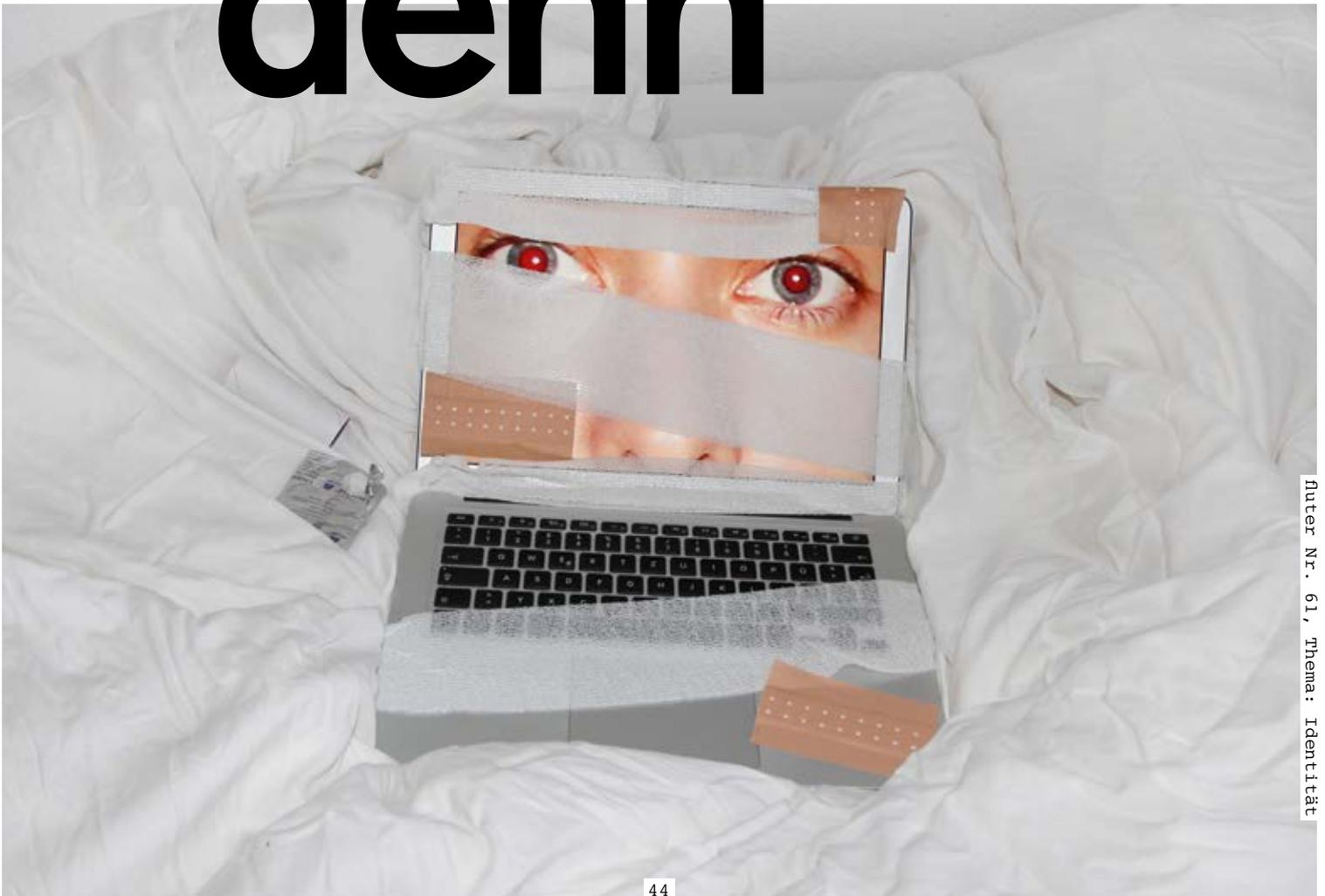
Meine Behinderung ist für mich selbstverständlich. Der Umgang und das Leben mit ihr wurden zu meiner Normalität. Und damit diese Normalität nicht nur bei mir selbst bleibt, brauche ich Gesetze, die mich teilhaben lassen. Und das Verständnis, dass auch ich mit meiner Identität, zu der meine Behinderung ganz natürlich gehört, die Gesellschaft mitgestalte. ←

Wie krank ist das

Gute Frage: Im Internet kann man sich ziemlich leicht als jemand anderes ausgeben – zum Beispiel als jemand, dem das Schicksal übel mitgespielt hat. Manche tun das aus Mangel an Anerkennung, andere, um Geld zu verdienen

Von Constantin Wißmann, Fotos: Renke Brandt

denn



Du siehst aber schlecht aus: Im Internet kursieren viele fiktive Krankheitsgeschichten



→ Am Muttertag 2012 las Taryn Wright einen Facebook-Post, der ihr die Tränen in die Augen trieb. Ein Kanadier hatte über seine eben verstorbene Frau geschrieben, mit der er elf Kinder hatte. Ihr letztes Kind habe sie im Bauch getragen, als ein Betrunkener frontal in ihren Wagen gefahren sei. Das Kind habe überlebt, aber sie selbst sei getötet worden. Ein anderer Sohn, Eli, habe damals gerade gegen seine Krebskrankung gekämpft – weswegen er von Besuchern der Facebook-Seite „Warrior Eli“ (Krieger Eli) getauft wurde. „Es war eine der traurigsten Geschichten, die ich je gehört habe“, so Wright.

Sie war nicht die Einzige, der die Geschichte naheging. Schnell wurde der Post von Tausenden gelikt und ein viraler Hit. Taryn Wright wollte mehr über die Familie Dirr wissen und stieß auf Blogs, Myspace-Seiten, Online-Fotoalben und weitere Facebook-Gruppen. Sie fand Geschichten über weitere tragische Unfälle und sogar mysteriöse Mordfälle. Das in den sozialen Medien dokumentierte Leben der Familie wirkte wie eine Seifenoper. Weil aber viele Fotos von anderen Blogs und Seiten geklaut zu sein schienen, kamen Wright Zweifel, ob es die Dirr-Familie überhaupt gibt. So gründete sie einen eigenen Blog, die „Warrior Eli Hoax Group“, und veröffentlichte die Ergebnisse ihrer Suche. Bald schon besuchten täglich haufenweise Menschen ihre Seite, und schnell kam heraus: Die gesamte Familie Dirr und ihre harten Schicksalsschläge waren die Erfindung der 22-jähri-

gen Medizinstudentin Emily Dirr. Sie habe die Leidensgeschichten über Jahre aus Langeweile erdacht, schrieb sie auf Wrights Blog und bat alle um Entschuldigung.

Wright selbst war sich sicher, dass Emily Dirr nicht die Einzige war, die mit unglaublichen Krankheitsgeschichten im Internet Aufmerksamkeit erregte. Sie ging auf die Jagd und mit ihr Hunderte Mitstreiter, die schon bald fündig wurden. Schlagzeilen machte etwa der Fall der Australierin Belle Gibson, die angeblich an Krebs litt. Von ihrem Leiden, von den Ängsten und Hoffnungen berichtete sie auf Twitter und Instagram. Zehntausende folgten – und fieberten mit, als endlich eine Therapie anschlug. Ein exotischer Mix aus vitaminreicher Ernährung, Sauerstoffinhalation, Darmspülungen und Ayurveda-Behandlungen habe ihr geholfen, verbreitete Gibson. Damit andere Betroffene ihren gesunden Lebensstil nachahmen konnten, entwickelte sie eine App mit genauen Instruktionen. Diese App verkaufte sich mehr als 300.000 Mal, und die Zeitschrift „Elle“ kürte Gibson zur inspirierendsten Frau des Jahres 2014. Kurz darauf kam heraus, dass alles gelogen war. Belle Gibson hatte nie Krebs gehabt.

In den meisten fiktiven Krankheitsgeschichten, auf die Wright stieß, schien es nicht um Geld, sondern eher um Aufmerksamkeit zu gehen. Münchhausen-Syndrom nennen es Psychologen, wenn Menschen körperliche Beschwerden erfinden oder sich sogar selbst verursachen, um sich dann an

**Die Frau tot,
der Sohn
krebskrank
– wer hat da
nicht Mitleid?**



sogar das Münchhausen-Syndrom vortäuschen. Auch davon hätte er einige Fälle gehabt, sagt Feldman.

In der Realität eine Krankheit glaubhaft vorzutäuschen ist gar nicht so einfach. Nicht zuletzt, weil man dafür Menschen ins Gesicht lügen muss. Das ist virtuell nicht nötig. Eine Online-Identität ist anonym, verformbar und leicht zu erzeugen. Es ist auch kein Problem, medizinische Fachliteratur im Internet zu finden, um die vermeintlichen Krankheiten realitätsnah darzustellen. „Niemand muss in Bibliotheken gehen, um sich sein Wissen über die jeweilige Krankheit anzueignen. Ein paar Klicks bei Wikipedia reichen aus“, sagt Feldman.

Doch die Anonymität des Internets verstärkt offenbar auch die Wut derer, die auf die vermeintlich Kranken hereingefallen sind. So sah sich Emily Dirr über Wochen einem regelrechten Shitstorm gegenüber. Mit einer weiteren Bestrafung musste sie aber nicht rechnen. Das reine Vortäuschen einer falschen Identität auf einer Facebook-Seite ist nur in den seltensten Fällen strafrechtlich von Belang und wird dementsprechend auch nicht verfolgt.

Taryn Wright selbst hat ihre Blog-einträge deutlich zurückgefahren. Statt Hunderter Online-Detektive sind nur noch vier Bekannte von ihr an der Jagd auf die falschen Kranken beteiligt. Meist veröffentlicht die Gruppe aufgeklärte Fäl-

ihre Mitmenschen zu wenden. Mit dem Internet gibt es eine Plattform, die es den Betroffenen leicht macht, weltweit Aufmerksamkeit zu erregen und Mitgefühl zu bekommen. Mehr als 100 Fälle der Internetvariante des Syndroms hat Marc D. Feldman, Psychologie-Professor an der Universität von Alabama, untersucht. „Die Menschen sehnen sich danach, das Gefühl zu haben, von anderen Menschen umsorgt zu werden. Dieses Gefühl können sie auf andere Weise nicht bekommen“, sagt Feldman. Hätten sie einmal damit angefangen, wäre es schwierig, wieder aufzuhören. „Das Mitleid und die Bewunderung für ihre Tapferkeit, die sie in einem Forum oder einem Blog bekommen, ist für sie wie eine Sucht, auch wenn sie nicht wirklich leiden.“ Die Vortäuschung sei ein weiterer entscheidender Faktor. Sie gebe den Betroffenen das Gefühl, sich selbst und andere kontrollieren zu können. Oft hätten die Betroffenen genau die Anteilnahme, die sie im Internet bekommen, in ihrer Kindheit vermisst. Komplett bizarr wird es, wenn die Menschen

le gar nicht mehr, sondern informiert die Betrüger und schlägt ihnen vor, sich psychisch behandeln zu lassen. „Wir möchten die Menschen nicht diffamieren“, sagte eine Aktivistin des Blogs einer Reporterin des britischen „Guardian“. „Sie leiden an einer geistigen Erkrankung. Ich hoffe für sie, dass wir sie dazu bringen können, damit aufzuhören und ein besseres Leben zu führen.“ ←

CONSTANTIN WISSMANN

interessiert sich für Internetphänomene, entzieht sich aber manchem Trend – zum Beispiel dem zum Smartphone. Er ist außerdem: ein Hobbyboxer mit Hang zum K.o.



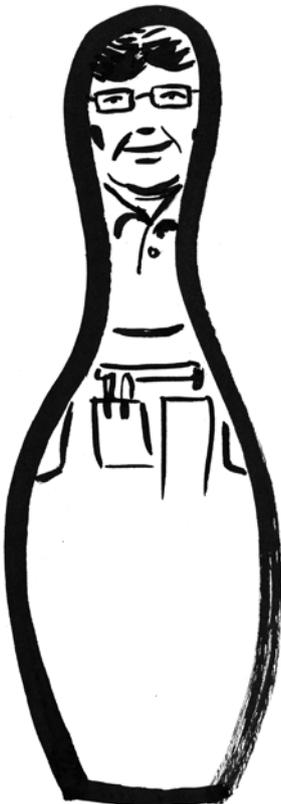
Das stinkt

Sein Leben lang den Kot von anderen wegmachen – in Indien wird dieses Schicksal von einer Generation an die nächste vererbt. Schuld daran ist das Kastenwesen, das Menschen ihren Platz in der Gesellschaft zuweist. Obwohl diese Praxis mit der Verfassung der Republik Indien auf dem Papier schon 1949 abgeschafft wurde und der Staat mit aktiven Fördermaßnahmen versucht, die Ungerechtigkeit zu stoppen, haben sich die jahrhundertealten Traditionen erhalten. Laut Zensus gehören etwa 16,6 Prozent der Bevölkerung zu den „Unberührbaren“, meist leben sie in extrem ärmlichen Verhältnissen. Auf einer niedrigen Stufe innerhalb dieser „Unberührbaren“ stehen die Balmiki, von denen eine Gruppe für die Entsorgung menschlicher Ausscheidungen zuständig ist. Sie verrichten diese Arbeit manuell und ohne Schutzkleidung; oft sind sie nur mit einem Blech und einem Eimer ausgestattet, in dem die Exkreme dann auf dem Kopf davongetragen werden. Die Balmiki werden miserabel bezahlt und so verachtet, dass manche Menschen aus höheren Kasten sich einer komplizierten Reinigungsprozedur unterziehen, sobald auch nur der Schatten eines Balmiki auf sie fällt.

Müller

Muss man immer was
Besonders sein, oder tut's auch
mal ein normales Leben?
Herr Müller, seit 20 Jahren
Mechaniker in einem
Bowlingcenter, würde sagen:
Ja. Über einen
glücklichen Menschen

Von Annabelle Seubert



→ Wenn Frank Müller ehrlich ist, weiß er gar nicht, was er zum Leben noch braucht. Mit einer Zigarre in Havanna sitzen, irgendwann, das könnte er sich vorstellen. Aber eigentlich „hat nicht jeder so einen Garten“, sagt er und schaut durch deckenhohe Wohnzimmerfenster auf sein Werk. Die Terrasse: von ihm gesetzt. Die Fassade: von ihm verklindert. Die Dachrinne: mit seinen Händen montiert. Der Kirschbaum, mächtig, mit Ästen, die über den Fischteich ragen: älter als er.

Frank Müller, 56, nicht ganz groß, nicht ganz dünn, aus Sangerhausen, wohnhaft in Wolmirstedt, Sachsen-Anhalt, hat alles. Volles Haar, kaum Augenringe, zwei Katzen, ein Beet, das leise Glück einer wohlklingenden Adresse: „Am Obstgarten 14“. Dieses Haus, in dem eine Wendeltreppe die Stockwerke verbindet und im Bad automatisch das Radio angeht, wenn man den Lichtschalter drückt.

Seine Kinder sind welche, auf die er stolz sein kann, längst ausgezogen und versorgt: Steffen und Stefanie.

Seine Frau ist eine, auf die er zählt, Sabine – seit 33 Jahren seine. Gemeinsam haben sie dieses Grundstück gesucht und diese Familie gegründet, eine Dynamik füreinander gefunden, die passt. Fragt sie, neben ihm auf dem Sofa in der „Stube“: „Wie wär's mal mit Italien? Die Landschaft genießen, die Hügel?“ Fragt er zurück: „Was interessiert mich eine Zypressenallee in der Toskana?“

Samstagmorgen, draußen wächst ihr Spinat, steht ihr Mercedes C-Klasse. Frank Müller sitzt auf der Couch, die Hausschuhe an, noch bleibt Zeit, bis seine Schicht beginnt. Gegen 15.30 Uhr wird er eine Latzhose überziehen und die elf Kilometer ins Bowlingcenter nach Magdeburg fahren. „Chefmechaniker seit 1. November 1996“ ist er dort, die

„Bowling World“ sein Büro. Gegen 16 Uhr wird er in einer Industrielandschaft parken und durch ein Gebäude mit Casino und Cinestar laufen, an Billardtischen, Dartscheiben und Greifautomaten vorbei. Ein paar teppichgedämpfte Schritte wird er gehen, in seiner Werkstatt nach dem Rechten sehen und hinter den Bowlingbahnen nach Störungen suchen, reparieren, wenn eine Maschine hängt. Sobald sie die Kegel nicht mehr hochzieht und aufrichtet, „sich etwas verkeilt oder reißt oder hakt“, legt er los – gut 50 Mal am Tag, sagt Frank Müller. Meist braucht er eine halbe Minute für die Lösung eines Problems. Er mag, dass er den Spaßbetrieb am Laufen hält. Dass „immer was los ist“. Überhaupt – „Strike!“, wie die Bowlingkugeln dort auf den Bahnen landen, die Pins übereinanderfallen. Bäm, klack-klack-klack.

11 Uhr, Frank Müller öffnet eine Box und legt Erinnerungen auf den Glas-tisch, neben seinen Kaffee und die Untersetzer und die Etagere mit den Keksen. Ein Tütchen holt er raus, darin die erste blonde Locke, die ihm seine Mutter abgeschnitten hat. Alte DDR-Schulzeugnisse blättert er durch, Hammer und Sichel auf jeden Einband gedruckt; Müller liest aus ersten Deutschdiktaten vor: Karl und Karla kaufen für Mutti im Konsum ein. Die Soldaten bewachen unser Land.

„Da ging die Propaganda los“, sagt er und dass sein Protest trotz allem kurz gewesen sei. Mit 14, 15 habe sich etwas Rebelliges in ihm geregt – und direkt wieder verflüchtigt. Aus einem Ohnmachtsgefühl heraus; aus Einflusslosigkeit, darum. „Du wurdest sowieso in eine Richtung geschoben“, sagt Frank Müller, seine krakelige Schrift von 1967 vor sich, die immer gleichen Sätze einer Strafarbeit: Ich soll nicht mit Steinen werfen.

Ich soll nicht mit Steinen werfen. Er klappt das Heft zu, sagt: „Ich war Durchschnit. Ein ganz Normaler.“

Die zehnte Klasse: „um die 2,0“ abgeschlossen. Die Lehre: beim Werk für Rundfunk- und Fernsehtechnik in Staßfurt gemacht. Seine Sabine: das erste Mal „an der Küste“ getroffen, in Trassenheide auf Usedom. Angestellte des Technikwerks durften dort günstig Zelturlaub machen – und Angestellte waren sie beide. Sabine half in der Küche des Campingplatzes aus, er hatte sich im Anreisedatum geirrt und war einen Tag früher als die Kollegen hochgefahren, angekommen im Morgengrauen, bei „Scheißwetter“. Durchnässt und hungrig stand er im Frühstücksraum, wusste nicht, wohin. Sabine, die „Mitleid hatte“, stellte ihm einen Teller hin.

Das Leben lief. So weit. Und dann?

11.40 Uhr, Müllers gehen essen. Am „höchsten Punkt von Wolmirstedt“, hinter den Wohnblocks und dem Gymnasium der Kinder, in „Auerbachs Mühle“. Bestellen „zwei Mal den Mühlentopf“, Fleisch und Kartoffeln und Gemüse. Und dann?

„Hieß es arbeiten, das war meins“, Frank Müller legt den Arm um Sabine. Am Fließband stellten sie Fernseher her, Colortron und Colorlux, setzten Leiterplatten und Bildröhren in Geräte ein. Es gab eine Stechuhr und Brigaden, Müller wurde Teamleiter, wurde Meister; am Abend ging es ins Kino oder zum Tanz. Und allgemein recht schnell: zunächst in eine Aderthalbzimmerwohnung „oben unters Dach“, für zwölf Ostmark im Monat. „Wie es da durch die Fenster gezogen hat, herrlich!“ Altbau, Kohleofen. „Schöne Zeit, ja. Da sind die Kinder entstanden.“

Später wurden die Kinder hochgetragen in eine geräumigere Wohnung, in den sechsten Stock eines Plattenbaus. 99 Stufen bis zu ihrer Etage, 105 von ihrer Etage in den Keller. „Am Tierpark“, haben sie gelebt, „da hast du die Wölfe heulen und die Affen schreien hören“. Ende der Achtziger hat Frank Müller doch noch mal der Protest gepackt, da lief er bei den Montagsdemos mit, vor die Sankt-Petri-Kirche in Staßfurt. Als die Mauer schließlich fiel, saß er vorm Fernseher und weinte, weckte Sabine. „Ist

mir egal“, hat die gemurmelt! Hat doch echt die Wende verschlafen.“

Beide verloren sie später ihre Jobs. Fuhren zu viert im Trabi – „einem beigen Kombi, ‚Gustav‘“ – nach Braunschweig, für das Begrüßungsgeld und das erste Mal Westgeruch. „Die teuersten Sachen“ kauften sie, Kaffee, Joghurt und Kakao.

„Allzu lange arbeitslos war ich nicht“, sagt Frank Müller, „dann Chefmechaniker im Bowlingcenter.“ Er kratzt sich am Ohr, das macht er öfter, oder er starrt so in den Raum, dann dauert es, bis er zum Thema zurückfindet. Wie von einer inneren Reise kehrt er dann heim, sagt: „Ging schon, alles. Ich hab ja eine Abfindung gekriegt.“

Oder dass es Probleme zu lösen gilt. Dass Sabine Hörgeräteakustikerin geworden, Steffen nach Berlin gegangen – und Stefanie wieder schwanger ist. Was soll er noch wollen oder können? Eine zweite Fremdsprache?

Etwa Englisch? Hat er nicht gewählt, neben Russisch, damals in der Schule. „Ich bin lieber baden gegangen“, sagt er, kurz vor 16 Uhr ist es da, die Latzhose übergezogen – und er unterwegs

zur Bowling World. Bis nach Syrien ist er einmal, um eine Bowlingmaschine wieder in Gang zu bringen, dort hat er sich auch so verständigt. „Jahre her“, der Businessstrip. Damaskus war noch heil.

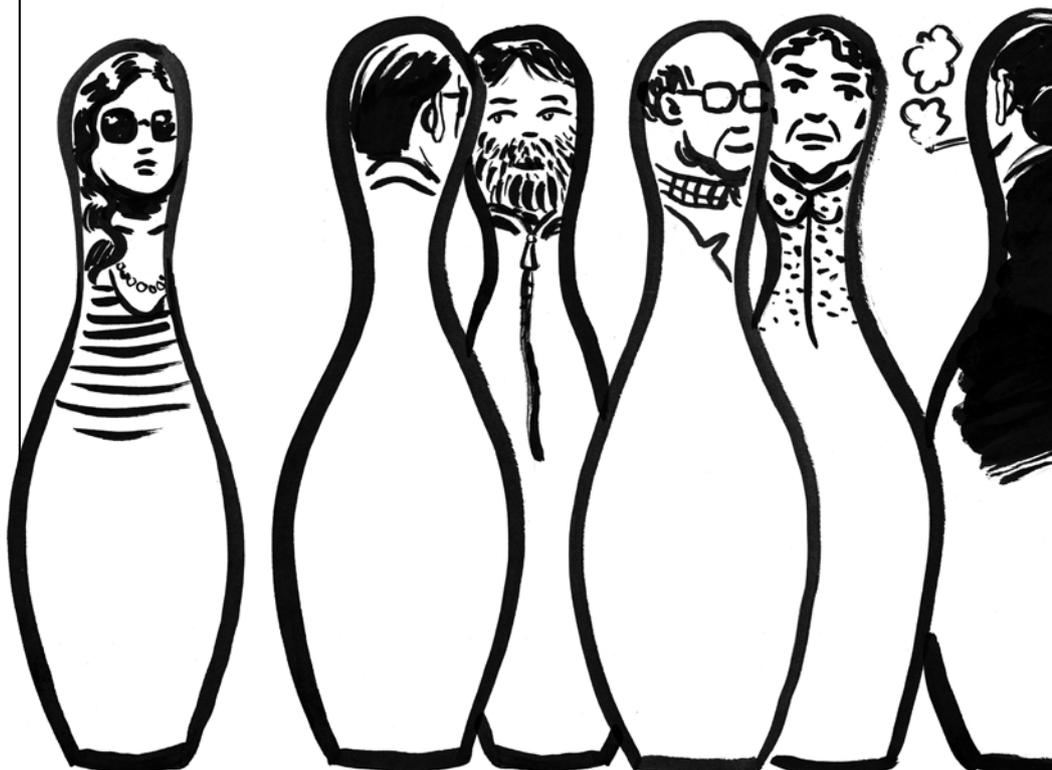
Müller parkt und läuft in das Gebäude, vor dem ein Acker liegt. Wo innen Bowlingschuhe verliehen werden und gerade ein Gehörlosenturnier stattfindet, die Männer vor den Bahnen lungern und aus Strohhalmen trinken, eine große Fanta oder Spezi.

Manch einer steht wie ein Eiskunstläufer auf der Bahn, wenn er seiner Kugel beim Rollen hinterhersieht, dem Moment nachhängt, ein Bein noch angewinkelt, ein Arm in der Luft. Bald geht die Nebelkanone an und das Schwarzlicht. Ein

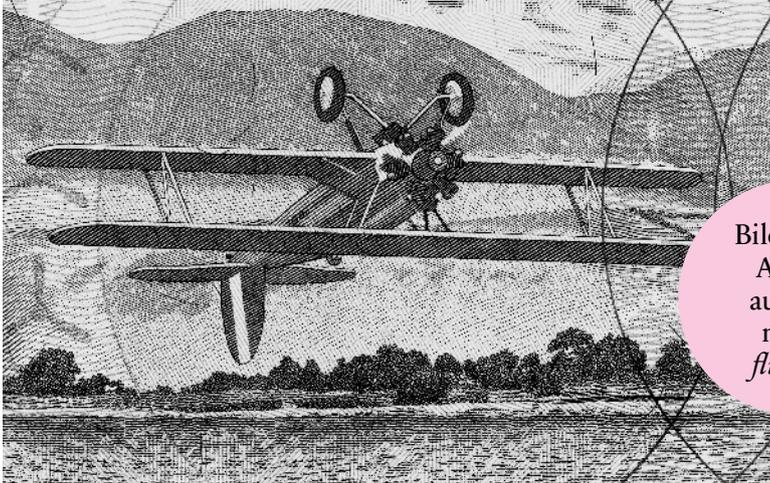
DJ spielt dann Musik. „Dann ist hier Disco“, sagt Frank Müller – und er bei seinen Maschinen. Oder in der Werkstatt, wo schon an der Tür ein Aufkleber Behaglichkeit verspricht: „Spaß auf 6 m²“. Alles ist dann wie immer. ←

Manch einer steht wie ein Eiskunstläufer auf der Bahn, wenn er seiner Kugel beim Rollen hinterhersieht

ANNABELLE SEUBERT
spielt selbst kein Bowling,
sondern lieber Klavier.
Außerdem ist sie: Aquaristin



fluter.de



Bilder und
Artikel
auf dem
neuen
fluter.de

Hier gibt's gute Noten

In der Fotoarbeit „Money“ zoomt sich die Kamera ganz nah ran, wo man sonst kaum hinschaut – auf die Motive, die Banknoten zieren: weltbewegende Erfindungen, kühne Entdecker, stolze Staatsgründer, wundervolle Landschaften. Die Länder präsentieren sich so, wie sie sich selbst sehen bzw. wie sie gesehen werden wollen. Die Geldscheine sind visuelle Repräsentationen nationaler Identitäten.

Zweifel am guten Image

Mit dem Begriff „Corporate Identity“ beschreibt man den Wesenskern einer Firma. Der besteht nicht nur aus den Produkten, sondern auch aus deren ideeller Erhöhung. So wurde der Computerkonzern Apple auch durch Design und Außendarstellung zum Liebling von Gestaltern oder Journalisten. Gleichzeitig sind die Produkte viel teurer als PC- und Android-Geräte, und die Bedingungen, unter denen die Produkte entstehen, können durchaus kritisch gesehen werden. Wir fragen, warum sich dennoch so viele Konsumenten vom leuchtenden Apfel verführen lassen.

Vorschau

Terroranschläge, eine schwächelnde Wirtschaft und ein deutlicher Rechtsruck. In Frankreich treten gesellschaftliche Verwerfungen zu Tage, die weit über seine Grenzen hinaus wirken. Bei der im April und Mai stattfindenden Präsidentschaftswahl könnte mit Marine Le Pen vom Front National eine offen rechtsextreme Politikerin gewinnen. Zeit, dass wir uns mit fluter Frankreich vornehmen. A la prochaine!

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 61, Thema Identität, Winter 2016/17
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Carmen Brunner

Artdirektion und Design

zmyk/Jan Spading

Mitarbeit

Nik Afanasjew, Fabian Dietrich, Laura Finis, Laura Gehlhaar, Oliver Geyer, Dirk Gieselmann, Kathrin Hollmer, Daniel Kubiak, Julia Martin, Natascha Roshani, Fabian Scheuermann, Annabelle Seubert, Ann-Kristin Schöne, Ebru Taşdemir, Constantin Wißmann, Josef Wirnshofer

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Korrektorat

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/30 02 30-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Sämtliche Illustrationen sind von Jindrich Novotny; Cover Patrick Woodling; S. 2 Kristoffer Finn/Stern/laif; S. 3 Natan Dvir/Polaris/laif; S. 4 Eugenio Grosso/ReduxRedux/laif, Renke Brandt, Nikita Shokhov/INSTITUTE; S. 5 César Morejón; S. 6 Torben Geeck; S. 7 Sandy Carson/INSTITUTE; S. 8 Christopher Furlong/Getty Images; S. 9 Jörg Brueggemann/OSTKREUZ, Julia Baier/laif; S. 11 Simon Koy; S. 12-13 privat; S. 14-15 Hermann Bredehorst/Polaris/laif; S. 16 Antje Berghäuser/laif; S. 18-19 Simon Koy; S. 22 Sven Döring/Agentur Focus; S. 23-25 Nikita Shokhov/INSTITUTE; S. 31 Patrick Tombola/laif; S. 32 Rajah Bose/NYT/Redux/laif; S. 33 Bettmann/Getty Images; S. 36 Natalie Keyssar; S. 37-39 Gretchen Robinette; S. 40-41 Eugenio Grosso/ReduxRedux/laif; S. 42 Tim Bowditch; S. 44-46 Renke Brandt; S. 47 Enrico Fabian; S. 50 aus: „MONEY“ Prill Viecell Cremers, Edition Patrick Frey

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ein Heft ist nicht genug



Weitere Geschichten zum Thema Identität findet ihr in den fluter-Ausgaben Nr.58 (Integration), Nr.57 (Geschlechter), Nr.53 (Angst) und Nr.49 (Familie). Ihr könnt sie einfach nachbestellen unter www.bpb.de/shop

Die letzte Seite im Heft ist die erste Seite im Netz



Schreibtrisch von Laura Ilkay Schneider

Wie sieht's denn bei dir aus?
Schick ein Bild an meinzimmer@fluter.de